

Abonnements:
Monatlich 55 Pfg. ausschließlich
Trägerlohn; durch die Post be-
zogen bei Selbstabholung viertel-
jährlich Mark 2.10, monatlich
70 Pfg. — Erscheint an allen
Wochentagen nachmittags.

Telegramm-Adresse:
Volksstimme, Frankfurt/Main.
Telephon-Anschluß:
Amt Hansa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
Die 6 gespaltene Zeitzeile kostet
15 Pfg., bei Wiederholung Rabatt
nach Tarif. Inserate für die fällige
Nummer müssen bis abends 8 Uhr
in der Expedition Wiesbaden
aufgegeben sein. Schluß der In-
seratenaufnahme in Frankfurt
am Main vormittags 9 Uhr.
Postfachkonto 520.
Union-Druckerei, G. m. b. H.
Frankfurt a. M.
(nicht Volksstimme adressieren)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Biebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Dr. Max
Quarck, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe
Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 17.
Redaktionsbüro: Weiskirchstr. 49 **Wiesbaden** Expedition: Bleichstraße 9
Telephon 1026. Telephon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier. —
Verlag der Volksstimme Maier & Co. — Druck der
Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nr. 174.

Mittwoch den 29. Juli 1914.

25. Jahrgang.

Tageskalender.

Die serbische Skupschtina nimmt angeblich die Note
Österreichs bedingungslos an. Die Vermittlungs-
aktion Englands scheitert am Widerspruch Deutschlands.

Die Frankfurter Stadtoberordneten nahmen die
Arbeitslosenversicherung an.

Franz Cailaung wurde freigesprochen.

Die abgelehnte Vermittlung.

Deutschlands Verantwortung.

Der Vorschlag des englischen Ministers des Auswärtigen,
England, Italien, Frankreich und Deutschland sollten zwischen
Wien und Petersburg zu vermitteln versuchen, ist von der
deutschen Regierung — offenbar nach vorheriger Zählung-
nahme mit Wien — abgelehnt worden. Die Ablehnung ist
allerdings, wie es scheint, in der schonungsvollsten und freund-
schaftlichsten Form vollzogen und zugleich der Wunsch ausge-
sprochen worden, daß die Verhandlungen von Kabinett zu
Kabinett fortgesetzt werden sollten. Die Hoffnung, einen
Weltbrand zu verhindern, ist also noch nicht vollständig er-
loschen, aber man kann nicht mehr damit rechnen, daß der
serbisch-österreichische Krieg verhindert werden kann. Wien
will — trotz der angebotenen nahezu vollständigen Unterwer-
fung Serbiens — keine weitere Verhandlung und keine Ver-
mittlung, sondern es will den Krieg mit Serbien ohne Rück-
sicht auf die grauenvollen Folgen, die dieser Krieg für den
deutschen Bundesgenossen und für ganz Europa nach sich zu-
ziehen droht. Trotzdem kann sich die deutsche Regierung nicht
dazu entschließen, das Band zu zerbrechen, das Deutschland
mit Österreich verknüpft.

Schon werden ihr deswegen in einem Teil der französi-
schen Presse die heftigsten Vorwürfe gemacht, und man kann
leider nicht sagen, daß diese Vorwürfe ganz unberechtigt sind.
Nicht vom französischen, sondern vom deutschen und vom ge-
samteuropäischen Standpunkt aus ist das Verhalten der
deutschen Regierung gefährlich und beklagenswert. Zwischen
den deutschen Friedensinteressen und der nicht zu bändigenden
österreichischen Kriegslust besteht ein scharfer Gegensatz, der
in irgend einem Stadium zutage treten muß. Andernfalls
wird sich die deutsche Regierung dem Vorwurf aussetzen, ent-
weder den Krieg selbst gewollt oder doch den Krieg zwar nicht
gewollt, aber ihn aus Schwäche nicht verhindert zu haben.

Nicht besteht nur noch eine Hoffnung. Nämlich daß Ruß-
land nicht sofort nach den ersten kriegerischen Ereignissen im
Süden seine Solidarität mit Serbien erklärt, sondern daß es

abwartet, bis Österreich seine ersten militärischen Erfolge
erzielt hat. Vielleicht wird Österreich nach der Einnahme
Belgrads oder in einem späteren Zeitpunkt mit sich reden
lassen, wenn erst das österreichische Schwert Blut getrunken
hat. Wird aber Rußland solange warten? Ob Rußland so-
lange wartet, hängt vielleicht noch von der Haltung Frankreichs
und Englands ab. Das Verhalten Frankreichs und Englands
wird aber von den Erklärungen abhängen, die Deutschland
abgibt. Wartet Deutschland die diplomatische Solidarität mit
Österreich bis zum Ende, dann ist nicht einzusehen, wie der
Weltkrieg noch verhindert werden soll.

Es ist eine entsetzlich schwere Verantwortung, die auf der
deutschen Regierung lastet. Und darum soll auch kein vor-
eiliges abschließendes Verdammungsurteil über sie ausge-
sprochen werden. Daß die deutsche Regierung übernommene
Pflichten hochhält, ist zu verstehen, wenn auch dem Bündnis
die Zustimmung des Volkes fehlt. Aber das Bündnis
kann die deutsche Regierung nicht verpflichten, als willen-
loser Passagier die Reise in den Orkus mitzumachen, zu der
österreichischer Wahnsinn die Kriegesroste antreibt. Jetzt oder
im nächsten Augenblick muß sie die Zügel an sich reißen, sonst
ist es zu spät.

Deutschland muß der Welt einen klaren und bündigen
Beweis geben, daß es den Frieden will, und daß es sich noch
nicht mit Seele und Leib jener Macht verschrieben hat, die in
wahnsinniger Lust dem Weltkrieg entgegenrast. Es handelt
sich nicht darum, daß „Österreich preisgegeben“ werden soll.
Nein, das deutsche Volk soll nur nicht preisgegeben werden!
Europa soll nicht preisgegeben werden dem losgebundenen
Zerstörungstrieb der Wiener Regierung, die alles zusammen-
schlagen will, mag dann kommen, was da will. Niemand will
Österreich Südbahn und Genußnahme für den begangenen Mord
verweigern. Serbien ist jetzt schon angesichts der drohenden
Uebermacht bereit, alle Demütigungen der Niederlage auf sich
zu nehmen. Die Mächte sind bereit, Serbien zu noch weiterer
Nachgiebigkeit, bis über die Grenzen des Wahrscheinlichen
hinaus, zu treiben. Alles das hat nicht genügt, um Österreich
von seiner Kriegeslust zurückzubringen. Vielleicht, vielleicht
ergibt sich noch eine allerletzte Verhandlungsmöglichkeit, wenn
erst an den österreichischen Soldatenstiefeln serbischer Staub,
an den österreichischen Säbeln das erste serbische Blut klebt.
Vielleicht findet dann Deutschland nach der letzten veräumten
Gelegenheit noch eine allerletzte, um im Einvernehmen mit
den Westmächten das Verhängnis abzuwenden!

Aber nur, wenn sich Deutschland noch recht-
zeitig auf seine Unabhängigkeit und Selbst-
ständigkeit besinnt, nur dann kann der Welt-
friede noch gerettet werden!

Die Skupschtina für Annahme der österreichischen Note?

Nach einer Meldung der Londoner „Evening News“ hat
die serbische Skupschtina nach langer, stürmischer Beratung
sich für die bedingungslose Annahme der öster-
reichisch-ungarischen Note ausgesprochen.

Bestätigung bleibt abzuwarten. Andere Meldungen
sprechen von einer beschlußfähigen Versammlung. Den
serbischen Bauern muß natürlich die harte Not furchtbar zu-
gehen. Nach zwei Kriegsjahren stehen sie zum drittenmal vor
der Gefahr, ihre Ernte verkommen zu lassen. Bewahrheitet
sich die Meldung, so kann das serbische Volk und seine Volks-
vertretung sicher sein, daß sich nunmehr alle Kulturkräfte
doppelt für den Schutz des Landes gegen österreichische An-
machungen einsetzen.

Kriegsmanifest der Sozialdemokratie Österreichs.

Die Parteiververtretung unserer österreichischen Genossen
erläßt folgenden Aufruf:

Die Völker Österreichs stehen an der Schwelle gewal-
tiger Ereignisse. Österreich steht vor dem Beginn eines
Krieges

mit aller seine Gewalt.

Die sozialdemokratische Arbeiterpartei in Österreich hat
seit sechs Jahren vor dieser furchtbaren Gefahr gewarnt. Sie
hat seit sechs Jahren alles, was in ihren Kräften stand, getan,
um den Völkern das große Gut des Friedens zu erhalten.
Heute sehen wir, daß die Kräfte, die zum Kriege drängten,
stärker waren als wir.

In diesem Augenblick gilt unser erster Gruß
unseren Soldaten,

unser heißester Wunsch den Arbeitern, die zur Fahne berufen
sind. Noch hoffen wir, daß das Schlimmste ihnen erspart
bleiben wird. Mit der ganzen Leidenschaft unserer Herzen
wünschen wir ihnen, daß es ihnen beschieden sein möge, bald
und unverletzt in unsere Mitte zurückzukehren, zurückzukehren
in unsere Reihen: zu dem Kampfe der Arbeiterklasse um ihre
Befreiung.

Unser zweites Wort aber gilt euch, Genossen und Genos-
sinnen, die ihr im bürgerlichen Leben geblieben seid.

Die Geschichte lehrt, daß kriegerischen Ereignissen immer
große Veränderungen im inneren Leben der Staaten und
Völker folgen. Der Krieg wird ein neues Österreich schaffen.
Er wird unsere Kampfbedingungen wesentlich verändern. Ge-
rüstet zu sein und gerüstet zu bleiben

für die Zeit nach dem Kriege

ist heute unsere wichtigste Aufgabe.

Darum ist es eure Pflicht in dieser Stunde,

unsere Organisationen aufrecht zu erhalten.

Die Zerstörung unserer Organisationen würde uns nach
dem Kriege der Uebermacht unserer wirtschaftlichen und poli-
tischen Gegner ausliefern. Wohl steht der Ausnahmezustand,

Scuilleton.

Zug Nr. 17.

Roman von Jules Claretie.

Einzig berechnete Uebersetzung von Arthur Noehl.

(Nachdruck verboten.)

Mrs Martial sie verlassen, begab sie sich in aller Eile in
den Zirkus, sie hatte keine Zeit zu versäumen, denn die Stunde
ihres Auftretens nahte. Als sie sich in ihrer Loge anzuleiden
begann, schlich sich die arme dicke Cephise, so leise es ihr bei
ihrer Korpulenz möglich war, zu der Kunststretterin hinein
und bat sie noch einmal um den gestrigen von ihrem Mann her-
vorgerufenen Auftritt um Verzeihung.

„Bah,“ meinte Lauriane, „daran denke ich schon lange
nicht mehr. Herr Mische aber wird es kaum ahnen, wozu er
vielleicht den Anlaß geboten.“

Und darauf erzählte sie Cephise ausführlich die Unter-
redung, die sie eben mit Martial gehabt.

„Hat er sich endlich erklärt,“ fragte Madame Mische hoch-
erfreut. „Nun, das wäre kein Unglück. Und was haben Sie
ihm geantwortet, Lauriane?“

„Nichts.“

„Wie, nichts?“

„Nein, ich soll heute abend ein Licht an das Fenster, das
nach dem Bigalplatz hinausgeht, stellen. — O, mein Gott,“
rief sie, sich plötzlich unterbrechend, „daran haben wir beide ja
gar nicht gedacht, daß ich, seitdem mich Herr Mische so schwer
beschimpft, nicht mehr zu Ihnen komme. Wer wird nun jetzt
das Licht hinsetzen, wenn ich mich für „Ja“ entscheiden sollte?“

„Welches Licht, Kind?“ wiederholte Madame Mische, die
den Zusammenhang ihrer Worte nicht verstand.

Lauriane erklärte ihr also noch einmal, wie sie es Mar-
tial kund tun wollte, ob sie seinen Antrag annehme oder aus-
schlagen würde.

Bei dem Worte „Ausschlagen“ schrie Madame Mische laut

auf, doch bald beruhigte sie sich wieder und meinte mit sanftem,
herzlich gutem Tone zu dem Mädchen:

„Nein, mein Liebling, ausschlagen werden Sie ihn nicht,
Sie würden, glauben Sie mir, Ihr Glück ausschlagen. Weisen
Sie es nicht von der Hand, die ehrbare Frau eines ehrbaren
Mannes zu werden; denn sehen Sie, mein Kind, ich habe es
Ihnen so oft schon gesagt, das ist im Leben der einzige Traum,
der nicht täuscht. Mein Gott, das Zufallsdasein, welches wir
führen, mag ja manchmal recht schön sein, so lange man jung
ist. Aber wenn man älter wird, wie ich, merkt man die
Schattenseiten desselben. Oder glauben Sie, daß es mir Ver-
friedigung gewährt, meine Kinder weiter nichts als — als
die „menschliche Pyramide“ machen zu sehen. Ich habe dies
Gewerbe einmal gelernt und ich muß es behalten, weil ich
nichts anderes verstehe, man muß am Ende doch leben. Aber
glauben Sie mir, daß ich schon tausendmal die ärmste Ar-
beiterfrau beneidet und glücklich gepriesen, die hoffen darf,
in ihren Kindern nützliche Menschen zu erziehen.“

Lauriane war betroffen über den eigentümlich ernststen
und bewegten Ton Madame Misches.

„Wie Sie das sagen,“ meinte sie, „was hat Sie nur mit
einem Male so düster und traurig gemacht?“

„Nichts, liebes Kind,“ antwortete Cephise, „aber ich bin
Ihnen gut und es würde mich schmerzen, wozu ich sehe, wie
Sie Ihr Glück mit Füßen treten.“

„Aber bedenken Sie doch, Frau Mische, ein Geizhals,“ fiel
Lauriane ein.

„Was tut das? Ein tüchtiger Soldat kann Offizier
werden.“

Das war Laurianes eigener Gedanke, darum tat die Ant-
wort ihr wohl. Gleichwohl wendete sie nach einer Weile von neuem ein
Bedenken ein.

„Fände ich,“ meinte sie, „fände ich nun aber eines Tages
meine Eltern wieder?“

„Ach, dahin wollen Sie hinaus,“ lächelte der brave Koloh,
dem Lauriane schon tausendmal ihre geheimsten Hoffnungen
anvertraut hatte. „Ja, das ist etwas anderes. Zudeh, liebes

Kind, man darf sich etwas Gewisses nicht um etwas Unge-
wisses verschlagen. Ihre Mama Souris — oder wie sie sonst
heißt — wird längst ins Gras gebissen haben; aber wenn
Sie trotzdem, was ich nicht glaube, einen der Kriegen wieder-
finden würden, so bräuteten Sie sich, und stellte sich heraus,
daß Ihr Vater der Großtürke wäre, seiner nicht zu schämen.
Aber seien Sie ruhig, mein Liebling, verlorene Eltern finden
sich nur im Roman wieder, und die, welche man wiederfindet,
sitten nie auf den Stufen von Thronen. Also, bedenken Sie
nichts, nehmen Sie Martial und werden Sie ihm ein treues,
liebevolles Weib!“

Wie seltsam! Ob ihr nicht Madame Mische fast den-
selben Rat, wie ihn Renzelli ihr gegeben? Also lag am Ende
das Glück doch wohl auf Martials Seite? Und sie glaubte
sich um so eher davon zu überzeugen, als sie ihm von Herzen
längst angehört und nur ihr kleines Köpfchen sich nach ihrer
offenbaren Neigung widersetzte.

Also gut, dachte Lauriane, als sie ihre Toilette beendete,
also gut, ich werde „Ja“ sagen.

Als sie kurze Zeit später unter Applaus und Gerausche
des Publikums in die Kulissen des Zirkus Elton zurücktrat,
überreichte ihr eine Blumenverkäuferin einen großen, duftigen
Strauß mit einer Karte.

Lauriane wies das Bukett zurück, indes eine untwer-
stehliche Regung weiblicher Reizung ließ sie rasch einen Blick
auf die Karte und auf die zwei oder drei mit Bleistift ge-
schriebenen Zeilen werfen, die sie zwar nicht entziffern konnte,
in denen sie aber die Handschrift des Villets wiederzuerken-
nen meinte, das man ihr vor kurzer Zeit überliefert; daher
sah sie schnell noch einmal zu und las, auf feinstes Karten-
papier gestochen den Namen:

„Armand Obertin.“

„Wollen Sie den Herrn sehen, der Ihnen das schickt?“
fragte die Blumenverkäuferin sie leise. „Dann beugen Sie
sich nur ein klein wenig vor. Sehen Sie! Da drüben, uns
gerade gegenüber, da sitzt er.“

Dabei schob sie das junge Mädchen leicht an den in die
Arena hinausführenden Ausgang, und Lauriane blickte

den die Regierung über ganz Österreich verhängt hat, unserer Tätigkeit enge Grenzen. Aber unser Vereinsleben wird, sofern es sich an die durch den Ausnahmezustand eingetretenen gesetzlichen Bestimmungen hält, durch ihn keineswegs berührt. Unsere Vereine müssen in Wirksamkeit bleiben. Die Vertrauensmänner müssen ihre normale Tätigkeit fortsetzen. Wo ein Vertrauensmann einberufen ist, muß sofort ein Ersatzmann für ihn gestellt werden. Alles, was den Behörden einen begründeten Anlaß oder Vorwand zur Unterdrückung oder Behelligung unserer Organisationen geben könnte, ist zu vermeiden. Die auf Grund des Ausnahmezustandes erlassenen behördlichen Verfügungen, insbesondere die Verfügungen über die Anmeldung von Vereinsversammlungen, sind sorgfältig zu beachten. Die Genossen sind zu ermahnen, daß sie jedes unvorsichtige Wort, das schwere Opfer kosten könnte, vermeiden und sich vor Raderern und Spitzeln hüten.

Eine besonders schwere Aufgabe ist
unserer Presse

gestellt. Der Ausnahmezustand setzt der freimütigen Kritik, die sie sonst zu üben gewohnt ist, sehr enge Schranken. Desto wichtiger ist es, daß unsere Genossen treu zu unserer Presse stehen, damit dieses wichtigste Werkzeug täglicher Verbindung zwischen uns unversehrt bleibe.

Genossen und Genossinnen! In guten Zeiten ist es leicht, zu unserer Sache zu stehen. Erst in schwerer Zeit offenbart sich unsere innere Kraft. Da muß sich unsere Treue, unsere Opferwilligkeit bewähren. Zeigt, daß es auch in unseren Reihen keine Fahnenflucht gibt! Daß auch die Männer des Kampfes bis zum letzten Atemzug zu ihren Fahnen stehen!

Eine besondere Mahnung gilt
unseren Vertrauensmännern.

Von ihrer Einsicht, ihrer Klugheit, ihrer Männlichkeit, ihrer Beharrlichkeit hängt jetzt die weitere Entwicklung der Arbeiterklasse ab.

Arbeiter und Arbeiterinnen! Laßt euch nicht entmutigen! Bleibt treu eurer Sache, treu der Sache des arbeitenden Volkes! Dann werden wir nach dem Kriege stark genug sein, dafür zu sorgen, daß das neue Österreich, das aus den weltgeschichtlichen Ereignissen des Augenblicks erwachsen soll, werde, was es sein soll: eine Heimstätte freier Völker, ein fruchtbarer Boden für die befreiende Arbeit des Proletariats!

Hoch die Sozialdemokratie!

Auch der greise Franz Joseph hat ein Kriegsmantel entworfen. Er sagt darin, sein sehnlichster Wunsch sei gewesen, den Rest seines Lebens in Frieden zu verbringen, aber der habsburgische Gegner lasse es nicht zu. Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und die Friedensliebe der österreichischen Regierung würdige, habe sich nicht erfüllt. „Immer höher lobt der Herr gegen mich und mein Haus empor. Man versuchte mit allen Mitteln, im Südosten die Grundlagen der staatlichen Ordnung zu unterbinden. Eine Reihe von Moranschlägen, eine planmäßige und wohlgeleitete Verschwörung, deren furchtbares Gelingen mich und meine Völker ins Herz getroffen hat, sind das weißlich sichtbare Zeichen jener geheimen Mächte, die von Serbien geleitet und ins Werk gesetzt worden sind. So müssen wir denn dazu schreiten, mit Waffengewalt zu dem äußersten Mittel greifen, um meinen Staaten die Ruhe im Inneren und nach Außen zu sichern.“

Neben Franz Josephs Namen trägt das Manifest den Namen Stürgkh. Ihn wird die Geschichte verantwortlich machen.

Sozialisten gegen den Krieg.

Die Frankfurter Arbeiterkraft hat am Dienstagabend ihrem Abscheu gegen den Krieg, ihrem unerschütterlichen Willen zur Schirmung des Friedens durch Massenandrang zu den Versammlungen bereiten Ausdruck gegeben. Dasselbe Bild in Hanau, und aus vielen Orten des Reiches wird ein gleiches berichtet, so aus Hamburg, Brandenburg, Solingen, Stuttgart. In Berlin hat das sozialistische Proletariat den bestimmungslosen Patrioten energisch zu Gemüte geführt, daß die Waffen die Seele verdämmen und ihre ganze Kraft einsehen werden zur Erstidung des Wanders. Die vielen Versammlungen waren alle überfüllt. Ueber das, was sich anschloß, geben wir ein Stück aus dem Bericht der „Frkf. Ztg.“ wieder: „In den Versammlungen wurde zwar kein Wort von Demonstrationen gesprochen, es war aber natürlich, daß sich nachher vor den Versammlungsorten größere Gruppen bildeten. Es wirkte wie eine

selbstverständliche Verabredung, daß die Teilnehmer der Versammlungen dem Orte der patriotischen Demonstrationen, nämlich den Linden, zuflüchteten. Die zahlreich vor den Lokalen der Versammlungen postierten Schutzleute konnten mühelos die Ordnung aufrechterhalten, und es bildeten sich auch keine geschlossenen Bälle; aber alles strömte mit den Rufen: „Nieder mit dem Krieg!“ den Linden zu. Unter den Linden gab es dann riesige Ansammlungen, die alles übertrafen, was vor einigen Tagen und auch am Sonntag noch vorgeging. Die Polizei hatte zwar in den Abendblättern bekanntgegeben, daß Demonstrationen als verbotlich während von nun an verboten sein sollten; aber an dieses Verbot hielt sich weder die eine noch die andere Seite. Vor den Cafés und Restaurants gab es große Anhäufungen der Massen. Die „Wacht am Rhein“ und „Heil dir im Siegerkranz“ erschollen aus Tausenden von Röhren, aber auch die Arbeitermarschallaise klang von geschlossenen Trupps her machtvoll durch die Nacht. In die Höhe auf den Kaiser und seinen österreichischen Verbündeten mischten sich die Hochrufe auf die internationale Sozialdemokratie und die Rufe: „Nieder mit dem Krieg!“ Es war ein Durcheinander von Rufen, von Kundgebungen für und wider, die zu einem brausenden Lärm anschwellen und wie die allgemeine Erregung sich immer mehr steigerten. Die Polizei war um die zehnte Stunde gegen diesen Massenandrang von Menschen vollkommen machtlos. Es waren zusammen gegen 200 berittene Schutzleute an den wichtigsten Verkehrsnotenpunkten der Linden postiert, die Zahl der Schutzleute zu Fuß war gar nicht abzuschätzen; aber alles das konnte nur wenig helfen. Man holte schließlich Verstärkungen und versuchte wenigstens die Massen in Fluß zu bringen und weitere Ansammlungen zu verhindern.“

Herr Stein, der getreue Kritiker der Reichsregierung, berichtet also. Das genügt.

Auch im Ausland erhebt die Arbeiterschaft ihre Stimme für den Frieden. Der belgische Gewerkschaftskongress faßte folgende Resolution:

Die fortwährenden Kämpfe der europäischen Länder haben diese unter das Joch des bewaffneten Friedens gebracht, der durch die Agitation der bürgerlichen Presse immer drückender wird; dadurch sind die Wege für die Entwicklung des Chauvinismus bereitet worden. Der Kongress ist tief bestürzt darüber, daß neue Meutereien infolge des Konflikts zwischen Österreich und Serbien sich vorbereiten, Meutereien, die die Einmischung anderer Länder veranlassen und so einen allgemeinen europäischen Krieg im Gefolge haben können. Der Gewerkschaftskongress vom Jahre 1914 bekräftigt aufs neue die unbedingte Gegnerschaft des Proletariats gegen den Krieg; er erhebt lauten Protest und fordert die arbeitende Internationale auf, alles ins Werk zu setzen, um dieses Verbrechen gegen die Menschheit zu verhindern. Er erklärt sich solidarisch mit den Arbeitern aller anderen Länder. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Arbeiterorganisationen sofort Protestversammlungen gegen den Krieg veranstalten.

In Paris forderte eine Versammlung der Postbeamten die Zentralorganisation auf, die föderative Vereinigung der Staatsarbeiter, die Föderation der Postbeamten, die allgemeine Arbeiterföderation, sich in allerzürgester Zeit zu versammeln, um die Wege zu beraten und jene Maßnahmen zu treffen, die geeignet erscheinen, das Verbrechen zu verhindern, das begangen werden soll.

Der Zentralvorstand der sozialdemokratischen Partei Italiens und die sozialistische Parlamentsgruppe beschlossen in Mailand, die Regierung aufzufordern, gemäß dem Artikel 5 der italienischen Verfassung den Allianzvertrag mit Österreich dem Lande mitzuteilen und sofort die Abgeordnetenversammlung einzuberufen. Des weiteren wird das Internationale sozialistische Bureau in Brüssel ersucht, sofort eine internationale Konferenz einzuberufen, und das italienische Proletariat wird eingeladen, im Einvernehmen mit dem Proletariat der anderen Nationen den Ausbruch eines neuen Krieges zu verhindern und sich mit allen Mitteln der Beteiligung Italiens an der Vergewaltigung eines freien Volkes zu widersetzen.

Die sozialistische Fraktion des französischen Parlaments veröffentlichte eine Erklärung, worin sie gegen die imperialistische Politik Deutschlands und Rußlands protestiert und die französische Regierung ermahnt, sich nicht in den drohenden Weltkrieg mit fortzuziehen zu lassen. Eine Abordnung der Fraktion mit Jaurès an der Spitze überreichte der Regierung die Erklärung. Bienvenu Martin, der stellvertretende Minister des Innern, erklärte der Abordnung, vorläufig werde das Parlament nicht einberufen, weil die Regierung noch keine Mitteilung machen könne über die eventuelle Vermittlungsaktion.

und Freude außer sich, wie jemand, der sein Leben auf eine Karte gesetzt und gewonnen.

„Nun, das ist schön, nun, das ist schön, mein Kind.“ meinte der gute Kolos, fast zu Tränen gerührt. „So werde ich doch endlich einmal ein Paar glückliche Menschen um mich wissen.“ (Fortsetzung folgt.)

Krieg!

Drei Szenen von Kurt Eisner.

I.

Eine Sommernacht. Die Restauration eines großen Hotels. Fremde, Studenten, Kleinbürger, Kommis, Frauen, kleine Mädchen. Die Musikkapelle spielt: Puppchen, du bist mein Augenstern. Das Publikum singt mit. Lachen, Trinken, Essen, Rauchen, Schwätzen. An einem Tisch diskutiert man lebhaft.

Der Student: Es geht los. Endlich!

Der Kleinbürger: Sie werden mächtig verbrochen!

Frau Lehmann: Wenn der Lump doch bloß den Thronfolger ermordet hätte, aber auch die Frau Gemahlin! (Gerührt): Die armen Kinder, die armen...

Herr Lehmann: Damischer Hund! So eine Gemeinheit!

Der Student: Jetzt wird man die Kanaille Mores lehren.

Ein anderer Kleinbürger: Ich habe gelesen, Belgrad hat nachgegeben. Es kommt nicht zum Kriege.

Der Student (heiter selbstbewußt): Selbstredend kommt es zum Kriege! Wetten, daß?

Der andere Kleinbürger (eigensinnig): Ich habe doch gelesen, Belgrad...

Ein Kommis (angetrunken): Unsinn... Morjen ist Kriech. Frieden ist Unsinn (will sich mit dem Glas Bier in der Hand erheben, verschüttet es)... janz Deutschland steht — hupp! — mit Begeisterung bei Bundesgenossen (lacht laut und gröhlt: Puppchen, du bist mein Au... Au... Augenstern).

Ein Fremder (düster): Es ist schrecklich...

Österreich im Kriegszustand.

Die Mobilisierung. — Der Ausnahmezustand. — Die Stimmung des Volkes.

Von einem Mitarbeiter, der in der vorigen Woche, als die österreichisch-serbische Affäre sich zuguspitzen begann, eine Reise nach den Industriegegenden Deutschböhmens antrat, wird uns folgendes Bild der dortigen Zustände übermittelt, das er nicht aus Österreich selbst abenden konnte, weil unter den Ausnahmeverfügungen der Regierung sich auch die Aufhebung des Briefgeheimnisses befindet. Der Verfasser betont ausdrücklich, ihm liege jegliche Tendenzmache oder Uebertreibung fern und er sei bestrebt, objektiv zu berichten. Er schreibt:

Die Regierung hat gleichzeitig mit der Mobilisierung eines großen Teiles der Armee den Ausnahmezustand über ganz Österreich verhängt, der insbesondere in denjenigen Gebieten, die von der Mobilmachung betroffen sind, mit rücksichtsloser Schärfe gehandhabt wird. Für die Zeitungen ist die Präventivzensur eingeführt, die durch die vom Kaiser beschlossene Verfassung ausdrücklich abgeschafft worden ist. Die Zeitungen müssen drei Stunden vor ihrer Ausgabe dem Staatsanwalt oder in solchen Orten, wo eine Staatsanwaltschaft nicht vorhanden ist, der politischen Behörde zur Zensur vorgelegt werden. Telegramme und Telefongespräche, soweit sie bei der Inanspruchnahme der Drähte durch das Militär überhaupt noch möglich sind, unterliegen ebenfalls der strengsten Zensur, Telefongespräche ins Ausland gibt es nicht — mit einem Wort, es ist sowohl den Österreichern wie den von Österreich aus bedienten deutschen Zeitungen fast unmöglich, etwas anderes zu bringen, als was der Regierung oder, besser gesagt, der Militärverwaltung in den Kram paßt. Doch schildern wir den zeitlichen Verlauf der Ereignisse:

In die großen Industrieörter Nordböhmens drang die Nachricht vom dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Belgrad zum Teil noch in später Nachtstunde des Samstag; die meisten Leute aber erfuhr davon erst am Sonntagvormittag. Bereits in der Nacht vom Samstag zum Sonntag hatten die Post- und Eisenbahnbeamten überall Nachdienst, was natürlich sehr beunruhigend wirkte. Am Sonntag flatterten denn auch sofort Gerüchte von bevorstehenden Einberufungen zum Militär auf. Bald da, bald dort hörte man, daß dieser oder jener Einwohner die Einberufung erhalten habe; in dessen bestätigten sich diese Nachrichten zum größten Teil nicht. Warum, das sollte sich in wenigen Stunden zeigen. Beamte der politischen Bezirksbehörden durchstreiften in Automobilen und Kutschen ihre Bezirke, fuhrten von einem Gemeinderat zum andern, und gegen 6 Uhr abends erschienen an allen Ecken und Enden große gelbe Plakate, die mitteilten, daß

Se. K. u. K. Apostolische Majestät eine teilweise Mobilisierung des Heeres und der Kriegsmarine, sowie der Landwehr und eine teilweise Aushebung des Landsturms allergnädigst angubefehlen geruht habe.

Die Rundmachung befahl allen Reservisten, Landwehr- und Landsturmlisten bis zum vollendeten 37. Lebensjahre, sowie den mit Widmungsfarben (Kriegsbezeichnungen) beteiligten Landsturmlisten ohne Einschränkung, binnen 24 Stunden aus ihrer Aufenthalts-gemeinde in die Ausrüstungsstation abzugeben. Auf Grund des vor etwa anderthalb Jahren eingeführten Kriegsdienstgesetzes wurden auch diejenigen Staatsbürger, die nicht gebürtig waren, aber durch die Gemeindeglieder den Befehl erhalten hatten, sich zur militärischen Verwendung irgendwelcher Art zu stellen, beauftragt, dem Einrückungsbefehl zu folgen. Die Plakate waren deutsch und tschechisch verfaßt, und es ist wohl ein für den Kenner österreichischer Verhältnisse sehr bedeutsames Zeichen, daß auch in den deutschnationalen Orten, wo sonst ein tschechisches Plakat, auch wenn es von einer Behörde ist, kaum über einige Minuten ungesucht bliebe, sich gegen diese tschechischen Rundmachungen keine Hand erhob. ... Der Schrecken herrschte!

Die Ausnahmeverfügungen hingegen, die das Vereins- und Versammlungsrecht einschränken, alle Handlungen gegen die Landesverteidigung der Militärgerichtsbarkeit unterstellen, die Präventivzensur einführen, das Briefgeheimnis aufheben, die Gemeindebeamten zur Durchführung der Anordnungen der Militärverwaltung zwingen und die Geschworenengerichte einstellen, sowie die Schließung des Reichsrats und aller Landtage, die zu dem Zweck erfolgte, um bei der eventuellen Verfassung von Parlamenten nicht gehindert zu sein, wurde nicht etwa angefochten, sondern da genügt es, wenn die „Unterthanen“ die Konfiskation ihrer Rechte aus dem Zeitungsbüchlein erfahren!

Während manche lebigen jungen Leute schon am Sonntag abreisten, folgte die große Masse der Einberufenen am Montag dem Mobilisationsbefehl. Die Kriegervereine, in Österreich Veteranenvereine genannt, ließen es sich nicht nehmen, die Einberufenen zu sammeln und mit Musik auf die Bahnhöfe zu geleiten. Aber außer den Veteranen, die voranmarschierten, zogen die Frauen und Kinder und sonstigen Verwandten mit, und bitteres Schluchzen, lautes Weinen überlief die Wärsche der Kapelle. Von den Reden, die die Führer der Veteranen auf den überfüllten Bahn-

Der Student: Pardon, sind Sie etwa Serb, — dann — (klemmt das Monokel ein)...

Ein kleines Mädchen (blidt interessiert zärtlich auf den Fremden): Das wäre reizend, ein wirklicher Serbe! (Zum Fremden): Müßten Sie auch in den Krieg?

Der Fremde (erregt): Aber haben Sie alle denn gar kein Gefühl für die Furchtbarkeit, für den Ernst...

Ein Zeitungsjunge bringt Extrablätter, Rufe von Tisch zu Tisch: Der Krieg ist erklärt. Einen Augenblick die Stille einer längst erwarteten Entscheidung, die dennoch erschüttert, indem sie wirklich wird. Die Musik bricht plötzlich ab. Dann johlendes Geschrei: Musik! Deutschland, Deutschland über alles! Die Kapelle spielt, alles singt Deutschland, Deutschland über alles.

Der Fremde (nicht mitfingend, seufzt): Ach!

Der Student (drohend): Warum singen Sie nicht mit?

Der Kommis: Hallo — Marsch, mitjesungen!

Der zweite Kleinbürger: Ich habe doch gelesen, in Belgrad...

Frau Lehmann (erhebend): Daß man bei so was dabei sein kann.

Der Student: Singen oder raus!

Das kleine Mädchen: Lassen Sie ihn doch!

Der Student: Maul halten! (Paßt den Fremden am Rock.)

Der Hoteldirektor (herbeieilend): Halt, hier wird nicht gehauen.

Der Student: Das werden wir sehen.

Der Kommis: Sie ham heut jar nicht zu sagen.

Der Direktor: Wenn Sie nicht Ruhe geben, spielt die Musik nicht mehr.

Der Student: Die wird spielen.

Der Direktor läuft zum Kapellmeister und bedeutet ihm, aufzuhören.

Der Kapellmeister: Das geht nicht, das Publikum verlangt heute patriotische Nummern.

Der Direktor (schreiend): Ich befehle Ihnen...

Die Gäste werden aufmerksam auf den Streit zwischen Direktor und Kapellmeister und sammeln sich um das Podium.

Der Kapellmeister (weiter dirigierend: Scheren Sie sich...!

mechanisch, ohne daran zu denken, was sie tat, nach der angewiesenen Richtung hinüber.

„Da, dieser junge Herr,“ meinte die Blumenfrau, „der welcher jetzt nach der Seite hinsieht und einen grauen Gut auf dem Kopfe hat. Der ist es.“

Fast unbewußt blickte Lauriane vor sich hin und gewahrte in der Tat, dort gerade gegenüber, einen jungen, elegant gekleideten Herrn, dessen langer, blonder Wadenbart sie auf der Stelle an den Fremden erinnerte, der sie eines Abends an der Ecke der Rue Pigalle im Nierter erwartet hatte.

„Und wissen Sie auch,“ fuhr die Blumenfrau fort, „und wissen Sie auch, daß er der Sohn von dem reichen Bankier Pascal Obertin ist? Die Firma „Obertin, Meville u. Co.“ ist eine der bedeutendsten von Paris. Ich wohne dem Geschäfte in der Rue d'Anteuille gegenüber und muß es also einigermaßen wissen, was mit den Leuten los ist.“

„Ach was,“ fiel Lauriane hochrot und mit funkelnden Augen, wie von dem Wortschwall der alten Kupplerin beleidigt, ein, „was kümmert es mich, was dieser Herr ist, oder was er nicht ist? Bringen Sie ihm ruhig sein Buxett samt der bekräftigten Karte, von der ich keinen Buchstaben gelesen, jurid und lassen Sie mich zufrieden; übergibt Ihnen aber später wieder einmal irgend ein Unverschämter ein derartiges Billett für mich, so können Sie ihm antworten, daß ich Braut wäre, und daß man an ehrbare Mädchen keine solchen Vorfälle schickt!“ Dann rief sie, sich in die Kissen zurückwendend und sich nach Cepheise umschauend, mit ihrer munteren Stimme:

„Frau Mische, Frau Mische!“

Und als die dicke Frau, gefolgt von Herrn Mische, herbeieilte, der nach der von Kempell empfangenen Bückigung sich auffallend kleinlaut geberdete, sagte Lauriane zu ihr, so laut, daß es die Blumenfrau, doch ohne den Sinn der Worte zu verstehen, vernahm:

„Frau Mische, bitte, setzen Sie das Licht an Ihr Fenster. Ich habe mich zum „Ja“ entschlossen.“

„Und unwiderruflich?“

„Unwiderruflich!“ rief Lauriane strahlend und vor Glück

höfen hielten, nachdem die Einberufenen sich in den Wagen zusammengebrängt und die Gendarmen mit aufgeschlagenem Bajonett vor den Türen aufstellung genommen hatten, von den Klängen des „Volksliedes“ genannt Kaiserlied, von den schwachen Hochrufen der Veteranenvereine war nur in der nächsten Nähe etwas zu hören — überall schlug der Hammer, das Weinen, das Schreien, das Stöhnen sowohl der Vaterlandsverteidiger als der ihrer Ernährer, ihrer Lieben beraubten Angehörigen zu einem erschütternden Sturm zusammen. Da war nichts von der Begeisterung für den Krieg zu bemerken, die die Zeitungen aus Wien und anderen großen Städten melden, da sang niemand die „Volkslied“ mit, die doch jeder noch aus der Schule im Kopfe hat, da stimmte niemand in das Hoch der Veteranen ein, und selbst die deutschen nationalen Unternehmern, von denen gar viele selbst ihren Betrieb und ihre Familie im Stich lassen mußten und deren Abgeordnete ja dem neubösterreichischen Imperialismus die Bahn geebnet und die Waffen in die Hand gegeben haben, machten von diesen Kundgebungen keinen Hehl und bittersten Schmerzes auch nicht die geringste Ausnahme. Es muß hervorgehoben werden, daß alle politische Gegensätze, alte Feindschaften, wie sie der unbeschreibliche Kampf der politischen Parteien gerade in Deutschböhmen hervorgerufen haben, schweben, und daß davon nichts mehr zu bemerken war — nur daß eben diese Gegensätze nicht etwa in Kriegsbegeisterung aufgingen, sondern in ihrem Gegenteil!

Man kann es ruhig aussprechen, daß die weitaus große Mehrzahl der Bevölkerung dieses unglücklich fortgeschrittenen Teiles von Österreich völlig interesselos dem Konflikt gegenübersteht, daß bei diesem großen Volksteil nur die Frage bestand: Was haben wir, dem Glasarbeiter, dem Weber, dem Gewerbetreibenden, dem Lehrer, die Serben getan, daß ich Weib und Kind, Erwerb und Familie im Stich lassen muß? — Wohl jaht der Staat den Familien der Einberufenen einen Unterhaltsbeitrag, das heißt, solange er dazu imstande sein wird, aber selbstverständlich wird dieser Beitrag immer nur einen geringen Bruchteil des sonstigen Verdienstes bedeuten und nach der jahrelangen schweren Krise in Österreich und bei der schon jetzt herrschenden und sehr bald wohl ins Furchtbare anwachsenden Teuerung, die dem Agrarstaat Österreich-Ungarn die höchsten Weizenpreise der Welt gebracht hat, steht alles der Zukunft mit Grauen entgegen. Jeder fragt sich auch, was denn Österreich überhaupt gewinnen könne? Neue Nationen — man hat an den alten genug! Neues Land — das werden die andern Mächte nicht zugeben; also was sonst?

Es ist auch wohl zu vermehren, daß die Regierung zwar den Wortlaut ihres Ultimatus an Serbien und den Abbruch der diplomatischen Beziehungen wegen angeblich ungenügender Antwort sofort veröffentlicht hat, während sie den Text der serbischen Antwort erst am Dienstag vollständig bekannt gab, zu einer Zeit, wo 9 Armeekorps, weit mehr als die Hälfte der gesamten Wehrmacht des Doppelstaates, bereits mobilisiert war; sollte man sich darüber kein Urteil bilden können, ob die Antwort wirklich ungenügend sei? Jetzt ist eine kritische Prüfung natürlich nicht mehr möglich, denn die Zeitungen werden von den k. k. Staatsanwälten redigiert!

Unter diesen Umständen wird man sich nicht darüber wundern können, daß die Aktion der österreichischen Sozialdemokratie gegen den Krieg auf Proteste in der Presse beschränkt bleibt, soweit bisher bekannt ist. Versammlungen würden ja bei dem ersten kritischen Wort aufgelöst, und die Leute, die jetzt in Österreich regieren, würden sich kaum ein Gewissen daraus machen, den nichtmobilisierten Teil der Bevölkerung durch den mobilisierten vermindern zu lassen. Klar genug geht aus dem bisherigen Verlauf der Sache schon hervor, daß die militärischen Machthaber einmal zeigen wollen, was sie können — freilich können sie es nur durch die Massen des Volkes, das den Staat und die Armee erhält. Und dann ist es ja das alte abholstische Rezept: Ablenkung nach außen gegen innere Krisen. Ob es helfen wird? ...

Die österreichische Kriegserklärung.

Auf Grund einer Entschliebung des österreichischen Kaisers vom 28. Juli 1914 wurde an die serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, welche in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Da die königlich serbische Regierung die Note, welche ihr vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die k. u. k. Regierung in

die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Österreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblicke an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich. Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen: Graf Berchtold.“

Ein Einmarsch der Österreicher in die serbische Hauptstadt wird aus Wien als vorerst unwahrscheinlich aus militärischen und politischen Gründen bezeichnet.

Ein weltgeschichtliches Dokument.

Endlich, drei Tage nach der Uebersendung, hat sich die österreichische Regierung dazu herbeigelassen, den Text der serbischen Unterwerfungsnote vom 25. Juli zu veröffentlichen. Die österreichische Diplomatie hat aber nicht einmal den Mut, die serbische Regierung vor der Öffentlichkeit ohne Unterbrechung zu Ende reden zu lassen; sie gerichtet darum die Note bei der Veröffentlichung gleich in einzelne Stücke, um ihre Einwendungen dazwischen zu schieben. Trotzdem gelingt es ihr nicht, den klaren Eindruck zu zerstören, daß Serbien seine friedliche Unterwerfung angeboten, daß aber Österreich diese Unterwerfung nicht angenommen hat, weil es Blut sehen will.

Russische Truppenbewegungen — russische Arbeiterbewegungen.

Die „Tägl. Rundschau“ meldet aus Gumbinnen: Russische Truppen besetzen den russischen Grenzbahnhof Wirballen mit Pionieren, Kavallerie, Artillerie und zwei Regimentern Infanterie. Außerdem haben die Russen alle ihre Grenzwege besetzt. Die militärischen Vorbereitungen zur Konzentration einer bedeutenden Truppenmacht an der Westgrenze werden angeblich auch sonst fortgesetzt. Der Abtransport von Kavallerie und Artillerie zur Grenze dauert an. Die an kleinen Städten vorbeifahrenden militärischen Züge werden von der Bevölkerung mit großer Begeisterung empfangen.

Aber im Innern des Zarenreiches geht es allen gegenteiligen Versicherungen zum Trotz weiter. Neue Zustände auf politischer Grundlage werden aus Moskau, Kiew, Samara und Nischni gemeldet. Die Streiklage in Waku ist immer noch bedenklich. Vorgehen streifen den amtlichen Angaben zufolge in Petersburg allein noch 76 000 Arbeiter, die wirkliche Zahl ist erheblich größer. Die Beendigung des Ausstandes ist unabhängig von der internationalen Spannung. Daß die Arbeiter patriotische Kundgebungen veranstaltet hätten, ist glatt erfunden.

Wird Rußland dringlicher?

Wie die Berliner „Deutsche Tageszeitung“ aus Wien meldet, forderie der russische Botschafter Schebekow in einer zweistündigen Unterredung mit dem Grafen Berchtold gestern erneut die zeitweise Einstellung der Feindseligkeiten. Die Forderung wurde abgelehnt. Auch sonst zeigen die russischen Maßnahmen ein strengeres Gesicht. Wie die Zeitung „Politiken“ aus Stockholm meldet, gehen von heute ab die offiziellen russischen Telegramme für das Ausland nicht mehr über Deutschland, sondern über Stockholm. Die finnische Telegraphenagentur habe auf ihre Anfrage bei der russischen Telegraphenverwaltung die Antwort erhalten, daß die telegraphische Verbindung mit Deutschland abgebrochen sei.

Hoffnungen auf den Weltkrieg.

Ein Vertreter des „Daily Telegraph“ hat mit einer leitenden serbischen Persönlichkeit eine Unterredung gehabt. Der Serbe sagte danach angeblich: Der Krieg wird zu einem europäischen Brand führen und das Ende Österreich-Ungarns bedeuten; denn Rußland, Rumänien und Serbien werden die Monarchie unter sich teilen oder nach Belieben von ihr nehmen. Es ist allerdings sehr bedauerlich, daß eine große Unklarheit zwischen den Armeen vorhanden, aber wir werden für ein gemeinsames beiderseitiges Ideal stehen, während unsere Gegner für ihre 11 Nationalitäten keinen gemeinsamen Schlachtruf haben. Sie werden die Wirkung hiervon bald an der Moral der österreichischen Truppen merken. Oder glauben

Sie, daß die Magyaren viel Enthusiasmus für die Österreicher haben oder daß die slavischen Soldaten lange unter den Fahnen bleiben werden? Die Ereignisse werden außerdem beweisen, daß die Kampfmaschine Österreich stark überhäuft worden ist. Wir sind der russischen Unterstützung sicher und auch der deutschen Feindseligkeit; aber wir sind überzeugt, daß Deutschland nicht gleichzeitig zwei Gegner erster Klasse bekämpfen kann. Rußlands Bereitschaft ist jetzt eine ganz andere als im japanischen Kriege, und was kann Deutschland Rußland tun, das im Westen Soldaten in Exzessiven und im Osten in Wladimiroff hat? Italien ist opportunistisch und unzuverlässig selbst für seine Freunde.

Hier hat eine ausschweifende Phantasie mitgesprochen, wenn das Gespräch nicht gar erfunden ist. Aber hat sich die Wirklichkeit nicht oft noch schlimmer gestaltet, als die ärgsten Phantasien?

Italien nicht bündnistreu?

Zwischen dem Ministerpräsidenten Salandra und dem Minister des Auswärtigen di San Giuliano sollen ernste Meinungsverschiedenheiten wegen der Haltung in der österreichisch-serbischen Frage bestehen. Salandra will, daß Italien bei einem eventuellen allgemeinen Konflikt Neutralität wahre. Das Communiqué des italienischen Botschafters in Wien soll von der Presse vollkommen entstellt worden sein und keineswegs die Zusage enthalten, daß Italien Österreich-Ungarn im Notfall, beizutreten werde. Der österreichischen Regierungspresse läßt das ganz ähnlich!

Das internationale Friedensbureau.

Das Internationale Friedensbureau in Bern sandte an den Grafen Berchtold ein Telegramm, in dem er gebeten wird, die Möglichkeit einer friedlichen Regelung des Konfliktes mit Serbien nicht abzulehnen und die noch strittigen Punkte dem Haager Gerichtshof oder den Mächten zu unterbreiten. Das Bureau wandte sich telegraphisch außerdem an den Deutschen Kaiser und bat ihn, seinen Einfluß zugunsten einer Schlichtung des österreichisch-serbischen Konfliktes geltend zu machen.

Erzberger als Denunziant.

Herr Erzberger sieht, daß Österreich, die einzige katholische Großmacht, in Gefahr ist, und darum will er auch in Deutschland jeden handrechtlich behandeln lassen, der nicht schwarzgelb bis auf die Knochen ist. In seinem Fanatismus verleiht er sich zu folgenden wahnsinnigen Drohungen:

Das führende Blatt der deutschen Sozialdemokratie knüpft in der Nummer vom Samstag verblühte Drohungen an die kriegerischen Möglichkeiten des Wien-Belgrader Konflikts. In den Zeiten des Friedens braucht man solche nicht allzu tragisch zu nehmen, obwohl sie in manchen sprudelnden Köpfen viel Unheil anrichten können. Kommt es aber zu dem ersten Gange, wie das rote Blatt annimmt, dann gibt es nur einen „Willen des deutschen Volkes“, solchen gefährlichen Treibern im Innern auf dem schnellsten Wege den Garaus zu machen und das auszuführen, was ein kommandierender General vor einigen Jahren für solche Fälle flüchtigweise angedacht hat. Revolutionierende Genossen in der Presse brauchen dann nicht um ihr Leben und ihre Gesundheit zu fürchten, wenn man sie sicher aufbewahrt. Das Verhalten der sozialdemokratischen Presse in diesen Tagen rechtfertigt die Vorbereitung von Maßnahmen der Schutzhafte; aber hoffentlich sind sie nicht notwendig, weil der originale Dreißiger sich in europäisches Wohlgefallen auflösen wird.

Herr Erzberger wünscht also nicht nur den Krieg, sondern auch noch dazu und womöglich noch zuvor den Staatsstreich. Er überlegt keinen Augenblick, welchen Eindruck es im Auslande hervorrufen würde und welche Folgen es nach sich ziehen müßte, wenn die deutsche Regierung jetzt über die stärkste Partei Deutschlands herfiel, um sie zu knebeln. Da aber die deutsche Regierung bis zu diesem Augenblick (wir schreiben dies am 28. Juli) den Bestand noch immer nicht ganz verloren hat, ist einstweilen nicht zu vermuten, daß sie die Ratschläge des unzurechnungsfähig gewordenen Desperadopolitikers Erzberger befolgen wird.

Plötzliches Verbot der Umzüge in Berlin.

In den letzten Tagen und Nächten konnten die patriotischen Schreier und der Panthel auf den Straßen Berlins Organe feiern. Dienstagabend meldet der „Berliner Lokalanzeiger“: „In Hinsicht auf die besondere Sachlage ist gegen die patriotischen Umzüge unter den Linden, in der Wilhelmstraße usw. während der letzten drei Tage polizeilich nichts veranlaßt worden, obwohl mancherlei Verkehrshindernisse damit verbunden war. Von heute ab werden aber in Berücksichtigung der Bedürfnisse des Verkehrs Umzüge nicht mehr zugelassen werden.“

Woher kam dieser plötzliche Umkehrpunkt? Das Rätsel ist nicht schwer. Für Dienstagabend waren die sozialdemokratischen Parteiversammlungen angesetzt!

Den Schlüssel zu dem Rätsel gibt auch nachstehende Meldung des „Deutschen Kurier“: „Die Sozialdemokratie hat für Dienstagabend Massenprotestversammlungen gegen den Krieg einberufen. Weßhalb wurde in nationalen Zeitungen die Erwartung ausgesprochen, daß die Behörde angesichts der ernsten politischen Lage ein Verbot dieser Protestversammlungen aussprechen möchte. Die Versammlungen gegen den Krieg können nach den Bestimmungen des Reichsvereinsgesetzes nicht verboten werden. Wie wir erfahren, sollen im Anschluß an die Massenprotestversammlungen sozialistische Straßendemonstrationen als Antwort auf die großen nationalen Kundgebungen in der Sonntagsnacht in den Straßen Berlins veranstaltet werden. Für den letzteren Fall sind alle polizeilichen Vorkehrungen getroffen, um jeden Versuch einer sozialistischen Straßendemonstration im Reim und mit Erfolg zu unterdrücken.“

Also der patriotische Mob konnte bisher tun und lassen, was er wollte; nun das Proletariat auf den Plan trat, sollte der Polizeifabel wieder in Aktion treten. Aber er ist machtlos gewesen gegen die Wucht der Masse!

Der Mob ist erkannt.

Der Münchener Polizeipräsident hat sich veranlaßt gesehen, eine Mahnung zur öffentlichen Ruhe an die dortige Bevölkerung zu richten. Der Aufruf lautet: „Im Interesse der Ruhe der Einwohnerstadt ersucht die Polizeidirektion, von Umzügen und Zusammenrottungen auf öffentlichen Plätzen Abstand zu nehmen. Die Polizeibehörde hat der augenblicklichen Volkstimmung Rechnung tragend, in den ersten Tagen Schwierigkeiten nicht bereitet, sie kann jedoch diese Rücksicht nicht mehr walten lassen, nachdem diese Züge allmählich eine Form angenommen haben, die man nicht mehr nationaler Begeisterung allein zugute rechnen kann.“ Die Erkenntnis kommt zwar auch in München spät, aber anscheinend desto gründlicher!

Der größte Feind ist die Gleichgültigkeit der Massen!
Genossen! Heißt die Gleichgültigen durch Verbreitung der „Volksstimme“ anfrühen!

Der Direktor (in heller Wut, brüllt): Aufhören, aufhören!

Ein Bierglas fliegt dicht an dem Kopf des Direktors vorbei. Das ist das Signal zu einem allgemeinen Aufruf. Man schlägt mit den Stühlen auf die Tische, schleudert sie auf den Boden, bis die Marmorplatten zerbrechen, zertrümmert mit den Marmorstücken, mit Biergläsern, Stöcken die elektrischen Lampen und Kronen. Die Frauen freisenden und lachen. Die Kapelle spielt weiter: Deutschland, Deutschland. Während die Menge das Lied mitbrüllt, vollendet sie im Takt das Zerstückwerk. Der Direktor flüchtet und ruft telephonisch nach der Polizei. Die Marmorstümmel werden jetzt durch die Scheiben auf die Straße geschleudert und auf demselben Wege zurückgeschleudert. Die Vorberäume, die die Kellertreppe säumen, werden aus den Röhren gerissen und nun sieht man solange durch die Fensterscheiben mit den schweren Röhren Panzerglas, bis alles kurz und klein geschlagen ist. Eine wilde Horde stürzt sich auf die Garderobenländer und schleudert Mäntel und Hüte auf die Straße, die bald mit Rehen bedeckt ist. Das Licht in der Restauration erlischt. Die Kapelle spielt im Dunkeln weiter. Polizei rückt an. Alles läuft davon. Die Kellner jammern um die Reche, da niemand bezahlt hat. An dem verwirklichten Saal ist niemand mehr außer der Polizei, dem Direktor und den Kellnern. Nur der Kommissar liegt hilflos am Boden und jöhst:

Soch der Kriech!

II.

Straße einer großen Stadt.

Der Rettungsjunge: Neues Extrablatt — neuestes Extrablatt — großer Sieg — fünftausend Tote — 12 000 Verwundete ...

Der Kleinbürger: Ach mag gar nicht mehr lesen. Kein Mensch zahlt mehr. Das Geld ist aus der Welt verschwunden. Wir müssen alle kreieren. Ganz egal, ob die anderen siegen oder wir, nicht mal ein Glas Bier kann man sich mehr leisten. Was gingen uns die Serben an ...

Ein Arbeiter: Seit acht Tagen haben wir kein Stück Brot im Hause. Die Kinder verhungern.

Der zweite Arbeiter: Umso besser, dann brauchen sie nicht zu warten, bis Granaten sie zerreißen.

Ein alter Arbeiter: Drei Söhne haben sie mir gemordet, den dritten zum Krüppel geschossen und alle haben sie Frau und Kinder.

Ein Student (zum Kleinbürger): Darf ich um Feuer bitten?

Der Kleinbürger: Verfluchter Hund! Hat noch Zigaretten! (Schlägt ihn nieder.)

Ein Arzt: Ich habe Westphälern gezüchtet. Ich will sie den Leuten einimpfen. Es wäre eine Erlösung — für die Besiegten und die Sieger.

Ein Mädchen (hochwagig, geschminkt): Komm mit, Schatz!

Der Arzt: Sie soll den Anfang machen.

III.

Weites Feld. Nacht. Ein dunkelroter Himmel liegt schwer über der Erde. Es regnet Blut. Ein nacktes, totes Kind liegt einsam in der leeren Oede. Der Hals ist ihm herausgeschnitten und das Köpfchen liegt auf der Schulter. Vom Blutregen rot gefärbt schleicht sich ein menschenähnliches Gerippe heran, benagt das Gähndchen des Kindes und verschlingt es. Durch die steigende rote Blut, die den Leichnam des Kindes facht hebt, waret ein Zug Gespenster, Gestalten aus allen Zeiten und Völkern, Thronen auf den Schädeln, Fepfer und Schwert an den Händen, glitzernde Orden an den Hüften aufgereiht. Fürsten, Kriegshelden, Staatsmänner, Größen der Kirche und des Geldes. Sie waten gebeugt und schleppen, alle zusammen in dieselbe eiserne Kette eingeschnürt, hinter sich eine ungeheure, den Weltraum ausfüllende, schwärzliche getrimte Last. Durch die Nacht stöhnt, während die Blutstropfen unabhängig rieseln, ein Gesang, der alle Sprachen zu einer neuen Sprache rieseln, ein Gesang der Qual und Klage vereinigt.

Der Zug der Verantwortlichen:

Durch blutende Nacht
Wir schleppen und schleifen,
Wir unerlösten,
Gemordet Leben,
Zerstörtes Glück,
Zerstückte Leiber.
Es türmt sich die Last
Mit steigender Schuld
Am Wehe der Welt.

Eine Stimme:

Und niemals wird der Fluch von euch genommen,
Wis ihr, die göttlich Leben rühlos raffet,
Das Wunder lernt, die Augen eines Kindes,
Vom Krieg geschlossen, neuem Licht zu öffnen.
Der Zug sinkt in die Knie, daß das Blutmeer fast über ihm zusammenfällt und betet beschwörend zu dem toten Kinde. Aber dessen Augen bleiben geschlossen und der Zug wiederholt, weiterwandelnd, das ewige Lied:

Durch blutende Nacht
Wir schleppen und schleifen,
Wir unerlösten,
Gemordet Leben,
Zerstörtes Glück,
Zerstückte Leiber.
Es türmt sich die Last
Mit steigender Schuld
Am Wehe der Welt.

Der Sommer- Schuhwaren-Ausverkauf

hat begonnen.

Ganz aussergewöhnliche billige Posten **Damen-, Herren- und Kinderstiefel** kommen zum Verkauf. — Es ist mir nicht möglich, alle Artikel, die im Preise herabgesetzt wurden, hier aufzuführen zu können. Ein Besuch meines diesjährigen Ausverkaufs macht sich bezahlt.

Grosser Posten	Stoff-Reiseschuhe mit Kordelsohle	Paar	95
Grosser Posten	Leder-Reiseschuhe mit biegsamer Ledersohle	Paar	2 ⁵⁰
Grosser Posten	Rossleder-Schnür- und Spangenschuhe nur Grösse 36-39	Paar	2 ⁹⁵
Eine Partie	farbige Damen-Leder-Halbschuhe seither bis zu 10.50	jetzt Paar	4 ⁵⁰
	Ca. 1500 Paar braune Chevreaux-Damen-Halbschuhe grösstenteils Goodyear-Welt seither bis zu 15.50	jetzt Paar	6 ⁵⁰
	Ca. 600 Paar Lack-, Chrom- und Chevreaux-Halbschuhe mit Schnallen	seither bis zu 14.50, jetzt Paar	6 ⁵⁰
Eine Partie	Lack-, Gams- und Bronze-Leder-Spangenschuhe	seither bis zu 8.50, jetzt Paar	3 ⁹⁵
Grosser Posten	Chevreaux- und Ziegenleder-Salon- und Spangenschuhe teils mit eleganter Stickerei	seither bis zu 14.50, jetzt Paar	5 ⁵⁰
Grosser Posten	braune Chevreaux-Damen-Schnürstiefel	jetzt Paar	5 ⁹⁵
Grosser Posten	Boxleder-Damen-Schnürstiefel	jetzt Paar	5 ⁹⁵
Grosser Posten	schwarze Chevreaux-Damen-Schnürstiefel mit Lackkappe	jetzt Paar	5 ⁹⁵
Grosser Posten	Chromleder-Damen-Halbschuhe mit Lackkappe, zum Schnüren und Knöpfen	jetzt Paar	4 ⁹⁵
Grosser Posten	schwarze Chevreaux-Damen-Halbschuhe mit Lackkappen, zum Schnüren und Knöpfen	jetzt Paar	5 ⁹⁵
Grosser Posten	hellbraune Kalbleder-Damen-Halbschuhe	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Grosser Posten	braune Boxcalf-Damen-Halbschuhe	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Grosser Posten	Lackleder-Damen-Halbschuhe	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Grosser Posten	Lackleder-Spangenschuhe mit farbigen Einsätzen	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Grosser Posten	farbige Damen-Mode-Halb- und Spangenschuhe seither 16.50	jetzt Paar	10 ⁵⁰
Eine Partie	Herren-Lacklederstiefel	jetzt Paar	5 ⁵⁰
Eine Partie	Herren-Wichsleder-Schnürstiefel Grösse 42/47	jetzt Paar	6 ⁵⁰
Eine Partie	braune Herren-Chevreaux-Schnürstiefel	jetzt Paar	7 ⁵⁰
Eine grosse Partie	Herren-Schnür- und Knopfstiefel Lackleder	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Eine grosse Partie	farbige Chevreaux-Herren-Schnür- und Knopfstiefel seither bis zu 26.—	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Eine grosse Partie	schwarze Chevreaux-Herren Schnür- und Knopfstiefel seither bis zu 19.50	jetzt Paar	8 ⁵⁰
Eine Partie	Lack- und Ziegenleder-Ohren- und Spangenschuhe Grösse 18/22	Paar	1 ⁰⁰
Eine Partie	Rosslederne Spangen- und Halbschuhe	Grösse 22/24 25/26 27/30 31/35	1.25 1.50 1.80 2.20
Ein grosser Posten	Box-Schnürstiefel	Grösse 21/24 25/26 27/30 31/35	2.60 3.00 3.50 4.25
Ein grosser Posten	braune Ziegenleder-Knopf- und Schnürstiefel	Grösse 22/24 25/26 27/30 31/35	3.00 3.75 4.80 5.50
Ein grosser Posten	schwarze Box-Schnürstiefel		

Ein grosser Posten **Einzel-Paare** in Stiefeln und Halbschuhen für Damen und Herren bedeutend unter seitherigen Preisen.

Schuhhaus

Louis Spier

7 Rossmarkt 7
Spezial-Marko:
Damen- und Herren-Stiefel
12.— 15⁵⁰ 18⁵⁰

144 Fahrgasse 144
109 Fahrgasse 109
85 Fahrgasse 85

7 Rossmarkt 7
Spezial-Marko:
Damen- und Herren-Stiefel
12.— 15⁵⁰ 18⁵⁰

Telephon: Hansa 4603. **Schumann-Theater** Telephon: Hansa 4603.

Heute Mittwoch den 29. Juli, abends 8 Uhr:
= Flotte Weiber. =
Gesangsposse in 4 Akten. 2611
Kleine Preise!
Samstag den 1. August, abends 8 Uhr:
Première der X. Variété-Saison.

Café Strobel

Grosse Sandgasse 13.
Kaffee, Tee, Milch, Schokolade
per Tasse 10 Pfg.

Grosse Auswahl in Backwaren, täglich frische Kropfel
der Stück 3 Pfg. — Spezialität in Rindswurst 2 Stück 30 Pfg.
ff. Eierspeisen.

Ausschank von hell und dunkel der Brauerei Würzburg-Heidingsfeld.
Bis 2 Uhr nachts geöffnet.

Spezialausschank der Brauerei Henninger

— Am Opernplatz — früher Wirtschaft Schnell. —

Bekannt gute Küche. ♦ la Biere direkt vom Fass.

Jeden Donnerstag: Metzelsuppe.

02988

Wo ißt

man sehr gut und billig?

Speisehalle Niddastr. 76

zwischen Hohenzollern- und Ottostrasse.

Komplettes Mittagessen 40 Pfg.

Mittagessen ohne Suppe 35 Pfg., Gemüse 12 Pfg., Suppe 10 Pfg.

1950

Nervenschwäche
der Männer, Jugendsünden, Impotenz
Pollutionen, Nervenzerrüttungen,
Haut-, Blasen-, Geschlechtsleiden
auch alte und schwere Fälle
besonders solche die anderweitig keine Heilung fanden, behandelt fett
24 Jahren mit Erfolg ohne Verurteilung arbeitslos durch 02234
Natur- und elektr. Lichtheilverfahren
electr. Kräuterbäder, giftfreie Kräuterarten und Elektrotherapie.
Franz Malech, Niddastr. 45
Sprechstunden: 2-8 Uhr, Sonntags 10-12 Uhr.

Pastor-Felke-Heilweise!
(Augen-Diagnose, Naturheilverfahren, Homöopathie)
Hat bei allen Krankheiten, z. B. Nieren-, Blasen- und Harn-
Leiden, Magen-, Darm-, Leber- und Gallen-Leiden, Arterien-
verkalkung, chronische Stuhlverhaltung etc.
Ernst Schenkel
1899 persönlich von Herrn Pastor Felke aus-
gebildet und beglaubigter Vertreter.
Am Dornbusch 10, Ecke Eschersh. Ldstr., Linie 23 d. Straßenb.
Tel. 110860. Sprechstunden 9-11 u. 3-7 Uhr, Sonntags 10-11 Uhr.

Großer Möbel-Verkauf
wegen Ueberfüllung des Lagers.

Schlafzimmer . . . von 120 Mf. an
Bettzimmer . . . von 80 Mf. an
Küche, komplett . . . von 35 Mf. an
1 u. 2 St. Spiegelschrank 60 Mf. an
Balkonmode u. Rarmorspiegel
von 48 Mf. an
Vertikale pol. u. lack. von 22 Mf. an
Divan . . . von 20 Mf. an
Küchenschrank . . . von 15 Mf. an
Küchenschrank . . . von 8 Mf. an
Stühle . . . von 1 Mf. an
gute Betten . . . von 35 Mf. an
geringe Betten . . . von 20 Mf. an
lack. Schränke . . . von 12 Mf. an
lack. Balkonmode von 10 Mf. an
Nachtschrank . . . von 3 Mf. an
Balkonmatratze . . . von 10 Mf. an
Bettbett . . . von 12 Mf. an
Kissen . . . von 2 Mf. an
Uhren — Spiegel — Bilder
Kandidehalter — Teppiche
Kassenschänke und Pianos.

Die Möbel sind wenig gebraucht und können unentgeltlich aufbewahrt werden.
Möbelhaus Rosenbaum
Hauptgeschäft: 42 Markt 42. 768
Franko-Lieferung. — 20 Saalgasse 20. — Tel. Hansa 3233

Möbel und Betten!

Spezialität: **Komplette Einrichtungen**
in jeder Ausführung und Preislage unter Garantie
Bach & Bodenröder, Töngesgasse 33
Schreinerei und Polsterwerkstätte im Hause. 02872
Bei Barzahlung 5 Prozent Rabatt.

Ambulatorium für
Haut- und Geschlechtsleiden
Frauenleiden: beschleunigte Behandlung durch Elektrotherapie ohne
Quecksilber, ohne Salvarsan
und andere Gifte, speziell veraltete Fälle.
Cand. med. Adam, Assistent d. Dr. med. Eberth.
Glänzende Heilerfolge. — Kleines Honorar. 0724
9-1, 3-5^{1/2}, auch Sonnt. **Kronprinzenstr. 21.** Tel. 10604 Amt I.

Die Kundschaft des Arztes.

Humoreske von H. Second. Uebersetzt von H. Hesse.

„Mein Herr, Sie sind ein ganz . . .!“

„Und Sie ein noch größerer . . .!“

Klitsch!

Klatsch!

Zwei Schellen wurden ausgewechselt, wahre Meister-schellen, die auch genügt hätten, um den schwersten Ochsen zu entthronen.

„Damit ist die Sache aber nicht etwa erledigt!“

„Das hoffe ich auch stark!“

„Hier meine Karte!“

„Hier die meine!“

„Morgen früh werden meine Zeugen sich Ihnen vorstellen!“

„Ich erwarte sie, mein Herr!“

Nachdem sie durch einige Zeugen des Vorfalls getrennt wurden, entfernten sich die beiden Gentlemen, um sich angesichts der vorgerückten Nachtstunde nach Hause zu begeben.

*

In einer kleinen Parterrewohnung der Klevestraße finden wir einige Stunden später den jungen heißblütigen Achilles — Achilles Niemeyer, wenn ich bitten darf — in lebhafter Konferenz mit zwei Freunden.

Achilles' Mut und Kampfeslust scheint sich noch immer nicht gelegt zu haben, denn er schreitet mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er mit den Armen heftig gestikuliert.

„Also,“ meinte einer der Freunde, „du möchtest die Sache nicht lieber beilegen?“

Achilles fährt auf wie ein Tiger.

„Was, beilegen? Nach einer Ohrfeige? Ich glaube, du bist wahnsinnig! Tausendmal lieber sterben, als eine solche Beleidigung einstecken!“

„Ja, natürlich, du hast vollständig recht,“ meinte der andere Freund schlichtern, „aber bedenke doch, daß man nur ein einziges Mal sterben kann, und dieses einzige Mal kostet einem allein schon das Leben!“

Obwohl er zwar vor Mut noch immer kocht, kann sich Achilles der von seinem Freunde ausgesprochenen Aussicht doch nicht ganz verschließen. Da man nur einmal stirbt, ist es ohne Zweifel eine unangenehme Sache. Doch jetzt ist es zu spät, um es noch rückgängig zu machen, und wie einst jener berühmte Duellant sagte: Der Wein ist eingeschenkt, nun muß er auch getrunken werden.

Deshalb behält Achilles seine großsprecherische Haltung noch weiter bei, zeigt aber durch ein paar nur ganz nachlässig hingeworfene Worte den Gütern seiner Ehre doch die Hintertür, durch die der andere Ausweg zu finden wäre . . .

„Es sei denn, daß der elende Wicht sich bereit erklärte, mich in aller Form um Entschuldigung zu bitten . . .“

„Ja, selbstredend!“ rufen beide Zeugen fast gleichzeitig aus, sich verständnisvoll anblinzeln.

„Wenn die Sache in ehrenhafter Weise auf gütlichen Wege pflaumentweich zu regeln ist, so kannst du dich auf uns verlassen. Morgen sollst du bereits darüber im Klaren sein.“

„Samwohl, gleich morgen in aller Frühe!“ ibrudelt der eine Freund hervor, der sich bis dahin ziemlich ängstlich und zurückhaltend zeigte, weil er Schlimmeres befürchtete, nun aber wieder Mut kriegt durch die Aussicht auf gütliche Beilegung. „Wo hast du übrigens die Karte deines Gegners? Wir wissen ja noch gar nicht, mit wem wir es zu tun haben.“

Mit Grandseigneurmiene übergibt Achilles dem Fragen-den die Karte, die dieser mit lauter Stimme abliest:

Dr. Miller

prakt. Arzt

Sprechstunden

nur vormittags von 10—12 Uhr.

Järberstraße 23.

„Ein Arzt! Famos! Dann gehen wir gleich während der Sprechstunde hin! Den werden wir schon klein kriegen. Er muß Farbe bekennen, oder wir lassen uns auf nichts ein!“

„Deine Ehre muß auf alle Fälle gerettet werden!“ pflichtete der andere Zeuge begeistert bei. „Natürlich müssen wir vorsichtig dabei zu Werke gehen, denn es ist immerhin eine heikle Sache, mit einem Arzt zu tun zu haben, der doch mit dem Tode zu kämpfen gewohnt ist.“

„Nun, ich überlasse es Euch, die Sache auf die angenehmste Weise zu regeln,“ antwortete Achilles, der innerlich zwar immer noch ein wenig erregt, doch äußerlich schon bedeutend ruhiger geworden ist.

Die drei Helden — denn solche waren sie zweifellos alle drei, da ja auch Sekundanten beim Assistieren eines Duells Selbstennt besitzen müssen — drücken sich kräftig die Hand und verabschieden sich.

*

Am nächsten Morgen stehen die beiden Zeugen vor des Doktors Tür.

Klingling.

Ein vierstörtiger Neger, ein Güne von Gestalt, der unwillkürlich an die Gestalt des berühmten amerikanischen Champion-boxers erinnert, öffnet ihnen. Die Livree, die er trägt, macht einen beinahe komischen Eindruck und man glaubt, den Diener eines Charlatans vor sich zu haben. Mit strenger Miene, in militärischer Haltung, wie es sich bei Bevollmächtigten einer so ernststen Mission einfach gehört, in deren Händen außer Stolz und Gut noch das Leben zweier Menschen ruht, verlangen sie den Herrn Doktor zu sprechen.

In schlechtem Deutsch erklärt ihnen der unheimliche Dunkelgehäutete, daß der Herr Doktor zwar zu sprechen sei, es koste aber zehn Mark.

„Wie, zehn Mark! Aber wir wollen ihn doch nicht konsultieren, wir kommen nur . . .“

Der ungechliffene Tintenpfropfen läßt sie nicht einmal ausreden und will ihnen die Tür vor der Nase wieder zuschlagen, doch die beiden Kavaliere stemmen sich krampfhaft dagegen. Allein durch die vorgelegte Sicherheitskette gelingt es ihnen selbst bei vereinten Kräften nicht, die Tür über den Spalt zu öffnen. So sehen sie denn ihre Ohnmacht ein und versuchen, von neuem mit dem grinsenden schwarzen Ungetüm zu verhandeln. Dieser kennt jedoch seine Instruktionen zu genau, um sich auf irgendwelche Vorschläge einzulassen. Unaufhörlich wiederholt er immer nur die Worte:

„à Person zehn Mark, zwanzig Mark für zwei!“

Achilles' Freunde sehen jetzt ein, daß mit diesem eigensinnigen Mohrenhäuptling nichts anzufangen ist. Da sie aber ihre heikle Mission auch nicht gut zwischen Tür und Angel ausrichten können, sich vielmehr unter allen Umständen ihres Auftrages entledigen müssen, beschließen sie, wenn auch schweren Herzens, das verlangte Pfundstück in die ihnen aus der Türspalte entgegengestreckte Hand zu legen, um wenigstens weiter vordringen zu können. Mit einem durch die Zähne geizichten: „Da, du elender Satansknochen!“ übergeben sie ihrem Peiniger das Goldstück.

A tempo reißt dieser die Tür auf, und unter unaufhörlichen devoten Verbeugungen übergibt er einem jeden eine Ordnungsnummer und läßt sie ins Wartezimmer eintreten. Der recht geräumige Salon ist bereits mit einem halben Dutzend Herren in schwarzer Gala angefüllt, die alle ihre Nummer in der Hand halten und darauf warten, bald an die Reihe zu kommen und vorgelassen zu werden.

„Du!“ flüstert ein Freund des Achilles dem anderen ins Ohr, „mir scheint, der Doktor hat eine vornehme Kundschaft. Alles in Schwarz und nur Herren. Gewiß ein Spezialist für Herrenkrankheiten . . .?“

„Warum auch nicht!“ erwiderte der Angeredete, „es gibt ja auch genug Spezialisten für Frauenkrankheiten!“

Diese Ohrenbläse der beiden Achillesfreunde scheint hier unangenehm empfunden zu werden, denn schon richten sich sämtliche Blicke der übrigen anwesenden Herren strafend auf sie.

„Versucht, ist das ein unheimliches Haus!“ wagt der eine noch schnell zu bemerken. „Das scheint mir doch eher ein Nervenarzt zu sein! Diese Leute sehen alle so nervös-überreizt aus! Und dann diese entsetzliche Ruhe hier! Man hört

ja nicht einmal ein Atmen. Weißt du, man hat förmlich das Gefühl, als ob sich hier ein jeder zum eigenen Begräbnis rüstet und nur noch auf die letzte Order des Zeremonienmeisters warte, um sich von hier aus schnurstracks an seinen Platz auf dem Kirchhof zu begeben. Brrr!"

Nun, da die beiden Freunde auch aufgehört hatten, sich zu unterhalten, wurde es noch stiller in dem Geisterfabelett. Plötzlich öffnete sich eine Tapetentür, und aus dem anstoßenden Raume, der das Sprechzimmer des Arztes zu sein schien, wurde mit dumpfer Stimme eine Nummer ausgerufen. Alle Anwesenden blickten auf den Zettel, den sie in der Hand halten, worauf zwei Herren sich erheben und zusammen in dem Allerheiligsten verschwinden.

Nach einer halben Stunde geht die Tür wieder auf, und die nächste Nummer wird ausgerufen. Wieder verschwinden zwei Herren der erlauchten Rundschaft durch das Loch in der Tapete.

"Sag mal," bricht der eine endlich mit merklicher Erregung das Schweigen, "fällt dir nicht auf, daß die Patienten immer paarweise von dem rätselhaften Doktor operiert werden?"

"Allerdings," stimmte der andere kopfschüttelnd zu, "da werde nun einer flug drauß!"

Doch den beiden Achillesfreunden wird nicht länger Zeit gelassen, darüber nachzugrübeln, denn nun ist die Reihe an ihnen. Jaghaft begeben sie sich in das doktorliche Gemach und tragen dort in ziemlich bekommener Weise den Grund ihres Besuches vor.

Eins, zwei, drei — schon ist die Sache geregelt. Dr. Müller besleißigt sich seiner schönsten Handschrift und schreibt in seiner möglichst unleserlichen Kalligraphie sämtliche Entschuldigungen, wie man sie nur von ihm zu erhalten wünscht.

Die Zeugen jubeln für ihren Freund innerlich auf, und über einen so ungeahnten glücklichen Ausgang der unerquicklichen Angelegenheit nicht minder freudig überrascht, lehren sie um einen Stein vom Herzen und wenn auch um ein Goldstück erleichtert eiligt zu Achilles zurück, um ihm die angenehme Nachricht zu überbringen.

Während dieser Zeit schließt der Doktor seine Tageskassette ab — vor Vergnügen reißt er sich die Hände.

"Also Bilanz über den gestrigen Abend: acht mehr oder weniger erregte Auseinandersetzungen in diversen Restaurants und Cafés gehabt, denen ich den Besuch der heutigen sechzehn Zeugen verdanke. Sechzehn mal zehn macht zusammen hundertsechzig Mark. . . . Zumbo, eine Flasche Pommer! Die Dividende steigt!"

Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein!

Hinter Gittern.

Von Schwester Lydia Ruehl and.

Es war mir doch etwas bekommen zumute, als sich in dem hohen eisenbeschlagenen Tor das enge Pförtchen hinter mir schloß und ich eintrat, um einen Blick in jene andere Welt zu tun, eine Welt, von der es wohl eine Wiederkehr gibt, die man besser aber nicht betritt, wenigstens nicht unter der Voraussetzung: du mußt!

Ein langgestreckter, glasiüberdeckter Raum, durch vier Stodwerke geteilt; von der Mitte aus führt rechts und links eine schmale, eiserne Treppe, auf jeder Etage abgehend, bis unter das Glasdach hinauf. Blendend weiß gefaltete Wände und ein hellblau gestrichenes Treppen- und Galeriegeländer ergaben im Gesamteindruck ein leichtes harmonisches Bild. Die Zellen liegen zu beiden Seiten des Hauses und münden auf eine Galerie, welche sich rund um den Innenraum zieht, eben breit genug, um einer Person Durchgang zu gewähren. Wo man auch geht und steht, gesehen wird man immer, die Ueber-sichtlichkeit dieses durch vier Stodwerke gehenden Raumes mit seiner Enge hat fast etwas Unheimliches an sich.

Im untersten Korridor befinden sich u. a. auch die Arrestzellen, deren eine gerade offen stand, weil ihre Bewohnerin zurzeit „spazieren“ ging.

So trat ich ein. Ein schmaler, halbdunkler Raum, nur halb so groß, wie die gewöhnlichen Zellen. Ein Brett, mit einer leichten Erhöhung am Kopfende, dient nachts als Bett. Bei einfachem Arrest erhält die Gefangene am Abend eine Matratze, bei strengem Arrest muß sie auf dem nackten Brett schlafen. In dieser Zelle umherzugehen, ist nicht möglich, denn dazu ist der freie Raum um das Bett herum zu klein.

So muß die Bewohnerin hockend auf dem Bett verweilen, bis ihre Erlösungstunde schlägt. Diese Zelle ist von einer ebenso großen, durch welche sie auch einen Streifen Licht erhält, abgegrenzt durch ein starkes Eisengitter.

Ich war doch recht froh, das arme Menschenkind draußen zu wissen beim „Spaziergang“; denn der Anblick eines gefangenen Menschen hinter eisernem Gitter ist doch etwas, woran man sich wohl erst mit der Zeit gewöhnen kann.

Der Vergleich mit dem Käfig eines Raubtieres, der sich mir unwillkürlich aufdrängte, wurde noch verstärkt durch ein großes Stück Schwarzbrot, welches zwischen den eisernen Stangen steckte — irgendwo muß es ja aufbewahrt werden —, und weder Tisch noch Stuhl ist in diesen Zellen.

Wenn die Insassinnen der Arrestzelle zu toben sich unterfangen — was gar nicht so selten vorkommen soll —, wird zum Zweck der Schalldämpfung ein starkes Brett vor die Tür der zweiten Zelle gestellt. Denn die anderen Gefangenen verlangen Ruhe kraft ihres „Hausrechts“.

Im Begriff, weiterzugehen, tat sich am anderen Ende des Ganges eine kleine eiserne Tür auf, und herein trat ein junges Mädchen, langsam, müden Schritts, die augenblickliche Insassin eben dieser Arrestzelle. Ihr „Spaziergang“ war nach halbständiger Dauer zu Ende, der „Einschluß“ erfolgte. Mit unbarmherzig hartem Klang fiel die Gittertür ins Schloß. Dies harmlos aussehende Mädchen, ein halbes Kind noch, was mochte sie wohl Schweres verbrochen haben, daß sie tageläng in diesem Raubtierkäfig hocken mußte? Ich erhielt die erbetene Aufklärung: sie hatte „Flecken“ geschrieben und dieses Papiersstückchen einer Mitgefangenen während des Gottesdienstes zugesteckt. Andere Gefangene hatten diesen Vorgang beobachtet und die Tatsache eilfertig der diensttuenden Aufseherin hinterbracht. Diese hatte das corpus delicti in Händen, noch ehe die Adressatin selbst Kenntnis vom Inhalt des Kassibers genommen. Also auch hier Neid, Mißgunst, Angeberei. Und dies mehr unter den Frauen vorkommend, als unter den männlichen Gefangenen. Man wirft der Frau im allgemeinen mangelndes Solidaritätsgefühl vor — hier im Speziellen wäre dies im Interesse der Subordination also ein Glück. Man braucht eben den Verrat — ob man ihn schätzt?

Wir gingen weiter. Die gewöhnlichen Zellen sind hell und freundlich, soweit dieser Begriff hier anwendbar ist. In einem kleinen Wandschrank ist alles verwahrt, was der Gefangene nötig hat — er hat hier so wenig nötig! Außen am Schränkchen hängt das Vestel in sauberer weißer Leinwandtasche, in einer ebensolchen die Kämme. Schippe, Lampe, Trinkbecher, alles ist spiegelblank, ja es herrscht eine geradezu fanatische Sauberkeit in diesem kleinen Raume.

Ein äußerst praktisches Möbel lernte ich in dem Arbeits-tisch und Stuhl kennen. Beide, zusammenhängend, erwiesen sich in aufgeklapptem Zustand als Bettstelle.

In die Wand neben der Tür ist ein dicker Knopf eingelassen. Benötigt die Zelleninsassin etwas, braucht sie nur auf den Knopf zu drücken, und sogleich schiebt sich draußen auf dem Gang, einem Einfahrtssignal gleich, ein schmales Blech durch die Wand, der Aufseherin verratend, daß ihr Erscheinen gewünscht wird. An jeder Zelle befindet sich oberhalb des kleinen Guckloches ein Schild, auf welchem die Konfession mit K. oder F. verzeichnet steht, zwecks Erleichterung des „Aufschlusses“ zum Gottesdienst.

In der Kirche sitzen die Frauen in einzelnen hohen Gestühlen, deren jedes geschlossen wird, doch können sie einander sehen. Die Kirche der Männer gleicht dem Saalbau eines Amphitheaters, in welchem die Gefangenen in hohen abgeschlossenen Kästen mit zurückliegendem Sitz wie in Strandkörben sitzen. Wohl werden sie von den Aufsehern gesehen, sie selbst können einander nicht sehen.

Vor- und nachmittags werden die Gefangenen zum „Spaziergang“ herausgelassen. Lautlos, in gewissen Abständen, ziehen sie im Gänsemarsch ihre Runde, bei gutem Wetter auf dem recht hübsch gelegenen Anstaltshofe mit Fernsicht auf hohe, waldumsäumte Bergketten, bei Regenwetter im Korridor des Hauses.

Wer dabei sein Menschentum durch Sprechen oder auch nur Flüstern darzutun wagt, wird vom Spaziergang ausgeschlossen und erhält Strafsperkschärfung in Form von Kostentziehung, Arrest usw., ganz nach der Schwere des Falles.

Im obersten Stodwerk liegt die Lazarettabteilung mit einem Wächnerinnen-saal. Ein hier zur Welt gekommenes Mädchen wurde mir „in Freiheit“, das heißt außerhalb der Zelle vorgeführt. Es hatte tags zuvor seinen ersten Geburtstag gefeiert und gedachte samt der Mutter, welche seit über

Nahresfrist hier blühte, im Laufe der nächsten Woche in die Freiheit zurückzuführen. Sein Vater hatte ihm zum Geburtstag die ersten Schühlein gesandt, bisher trug Klein-Willy nur weiche Lappenbabuschken. Auf dem spiegelglatten Lino-leum des Korridors fielen seine Versuche, in Lederschühken zu gehen, noch recht kläglich aus. Dieser kleine Mann ist natürlich der Verzagte des ganzen Hauses, der Aufseherinnen wie der Gefangenen. Besonders die letzteren sind glücklich, wenn sie ihm im Vorbeigehen beim „Spaziergang“ einmal die bleichen Wäddchen streicheln dürfen. Wohl sah er gutgenährt und blühblank aus, aber bleich wie junge Reime im Treibhaus. Armes Kind — das Signum deiner Geburt wird auf dir lasten dein Leben lang! Davor wird dich auch ein vor Humanität scheinbar triefendes Zeitalter nicht schützen.

Und doch war dieses Kind noch besser daran wie jene, die, kaum geboren, von ihren Müttern sogleich ins Jenseits befördert worden waren. Man zeigte mir zwei junge Mäd-chen, die wegen Kindesmord hier blühten. Es waren Mäd-chen mit angenehmen Gesichtszügen, sie waren hier beliebt und führten sich still und gut. Warum fanden sie nicht Halt und Stütze, als ihre Seele im Dunkel ging und sie die unheimliche Tat zur Ausführung brachten?

Für diese Mädchen muß noch viel getan werden. Die illegitime Mutterchaft soll durchaus nicht befürwortet werden. Ist das Verhängnis aber einmal eingetreten, dann gilt es auch zu helfen, dort, wo eigene Kraft versagt. Und sie wird immer dort versagen, wo die Härte der Eltern das — im Gegensatz zur „gelegneten Frau“ „gefallene Mädchen“ aus dem Hause treibt, während der Verführer unbehelligt seine Straße zieht. Niemand schafft die Liebe und mit ihr die Zerrungen aus der Welt, für viele wird immer Geltung be-halten: *Verò, che l'uom'non possa, celar l'amor e tossal*.

Ich sah kürzlich in einem Wöchnerinnenheim des Rhein-lands — es ist viel Industrie dort — beinahe ebensoviele Mädchen wie Frauen. Und ich muß gestehen, daß die von ersteren geborenen Kinder beinahe durchgängig kleine Pracht-menschen waren, was sich von den anderen nur bedingt sagen ließ. Das macht, daß die Frauen, namentlich der untersten Stände, zu sehr an Entkräftung, unter schwerer Arbeit und zu häufigen Wochenbetten leiden, so sind ihre Früchte — man verzeihe den Ausdruck — oft recht wurmstichig. Jedenfalls wird es doch erstrebenswerter sein müssen, den „Gefallenen“ an deren Fall nichts mehr zu ändern ist, helfend die Hand zu reichen, als durch Pharisäertum und unangebrachte Prii-derie diese Mädchen vollends so in die Enge zu treiben, daß alles Licht auf ihrem Wege verlöscht.

Wie ich sie sah, diese beiden jungen Mädchen, in ihrer grauen Gefängnisstracht, ein weißes dreieckiges Tuch, Brust und Rücken verhüllend, um den offenen Hals, die Böpfe um den Kopf gelegt, das dämmernde Oberlicht über dem Ganzen — die Kerkerzene aus „Faust“ erstand vor meinem Auge — wie manches Gretchen wird hier noch blühen müssen, weil es die Würde nicht zu tragen vermochte. Wer wirft den ersten Stein auf sie?

Wir gingen weiter zu den unteren Regionen; in der Küche herrschte reger Betrieb, man rüstete das Abendessen. Alle Arbeiten erfolgten unter Aufsicht einer Aufseherin von den Gefangenen. Angenehm berührte der kurze, aber nicht unfreundliche Verkehrston der Aufseherinnen den letzteren gegenüber.

Die mit Gemüßeputzen beschäftigten Frauen standen bei unserem Eintritt auf, nahmen, wie man sagt, Haltung an, die Hände an die — Rocknaht. Ich kann nicht sagen, daß der Anblick erhebend war. Sie alle haben etwas Schünes, Gedrücktes in ihrem Wesen, eine merkwürdig graue bleierne Gesichtsfarbe ist ihnen zu eigen. Es tut weh, ihnen in die Augen zu sehen, auf deren Grunde Tränen schimmern, ge-weinte und ungeweinte. In ihrer Haltung liegt eine müde Resignation, die sich begreifen läßt, wenn man den Lauf ihrer Tage verfolgt, es ist doch nur ein Vegetieren.

An die Küche schließt das sehr geräumige Waschhaus an. An einer Waschbütte standen zwei recht gutgenährte alte Frauen, eben damit beschäftigt, sich stumm — weil Neben verboten ist —, aber erbittert um den Besitz einer Wurzel-bürste zu streiten. Jede hielt an ihrem Ende fest. Sie zerrten hin und her, keine wich und wankte. Ich blieb un-willkürlich stehen und sah ihnen belustigt zu. Da kam ihnen wohl das Komische der Situation zum Bewußtsein, und eine, anscheinend die Klügste, gab nach und überließ der anderen mit sauerlichem Lächeln das Streitobjekt. Damit war das

lautlose und dadurch doppelt komisch wirkende Intermezzo beendet.

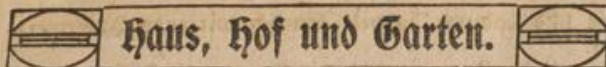
Soweit die Frauen nicht mit Haus- und Küchenarbeiten beschäftigt sind, werden — *horribile dictu* — Militärhosen angefertigt. Die Nähkundigen erhalten die Maschinen auf ihre Zellen, andere, technisch weniger Vorgeschriftene nähen Bänder und Knöpfe an, machen Knopflöcher oder heften die von der Werkmeisterin zugeschnittenen Teile zusammen. Arbeit bekommt indes nur, wer sich gut führt, Arbeitsentziehung gilt als harte, gefürchtete Strafe.

(Schluß folgt.)

Die Natur der Röntgenstrahlen.

Ueber die Natur dieser merkwürdigen Strahlen, deren Eigenschaften auch heute, nach 20jähriger Bekanntschaft, noch nichts von ihrem Wunderbaren verloren haben, herrschen von Anfang an in der wissenschaftlichen Welt große Zweifel. Von einer Seite wurden sie als Ätherwellen angesehen, wie die gewöhnlichen Lichtstrahlen, nur sollten ihre Wellenlängen so klein sein, daß die Interferenz- und Beugungserscheinungen des gewöhnlichen Lichts hier nicht auftreten. Andere wieder vertraten die Meinung, daß die Röntgenstrahlen trotz ihrer offensichtlich verschiedenen Eigenschaften im wesentlichen mit den Kathodenstrahlen übereinstimmen, namentlich darin, daß sie gleich diesen aus mit ungeheurer Gewalt ausgeschleuderten Massenteilchen bestehen, die mit außerordentlich großer Ge-schwindigkeit den Raum durchheilen. Alle Versuch: zu einer Entscheidung zwischen den beiden Anschauungen zu kommen, schlugen fehl, speziell gelang es nicht in einwandfreier Weise Interferenz- und Beugungserscheinungen bei den Röntgen-strahlen nachzuweisen, dieses sichere Kriterium für eine Wel-lenbewegung, da hierbei das Aufeinanderreffen zweier Wel-lenlängen nicht nur verstärkte, sondern auch geschwächte Be-wegungen geben kann, so daß zwei Lichtquellen zum Beispiel sich nicht notwendig verstärken müssen, sondern auch schwächen können. Es ist bekannt, daß die Lichtbeugung nur bei sehr kleinen Oeffnungen in die Erscheinung tritt, am besten bei sogenannten Gittern, bei denen fast 2000 Striche auf die Breite eines Millimeters geätzt werden, so daß die Breite des einzelnen Spaltes nur den 2000. Teil oder 5 Zehntausendstel eines Millimeters beträgt. Die Wellenlängen der gewöhn-lichen Lichtstrahlen sind von derselben Größenordnung, sie betragen etwa 8 Zehntausendstel eines Millimeters für die roten, etwa 4 Zehntausendstel eines Millimeters für die vio-letten Strahlen. Beruhen die Röntgenstrahlen auf Äther-wellen von noch geringerer Wellenlänge, so kann man nur dann hoffen, Beugungserscheinungen mit ihnen hervor-zurufen, wenn es gelingt, Beugungsgitter mit noch kleinerer Spaltbreite herzustellen. Das ist auf künstlichem Wege frei-lich nicht möglich. Aber die Natur hat uns in den Kristallen Körper geliefert, bei denen man seit langer Zeit eine be-stimmte Anordnung der Moleküle in sogenannten Raum-gittern annimmt. Die Entfernungen der einzelnen Moleküle von einander werden nur auf Milliontel bis Zehnmilliontel eines Millimeters geschätzt, also hundert- bis tausendmal so gering wie die Spaltbreite unserer künstlichen Gitter. Durch solche Gitter müßten die Röntgenstrahlen doch Beugung er-leiden können, wenn sie wirklich auf Ätherwellen wie das Licht beruhen.

Auf solche Ueberlegungen hin wurden von dem seit kurzer Zeit an der Berliner Universität wirkenden Physiker Max von Laue Röntgenstrahlen in Richtung eine Kxe durch Kristall-blättchen hindurch auf eine photographische Platte geschickt und siehe da: nicht nur der direkte Durchstoßpunkt der Strahlen gab auf der Platte eine Schwärzung, sondern ringsherum erschienen Bilder, die deutlich die Struktur des Kristalls erkennen ließen. Durch diese seitdem vielfach wie-derholten modifizierten Versuche ist nunmehr die Äther-wellennatur der Röntgenstrahlen außer allen Zweifel gestellt. Aber darüber hinaus ist ein verheißungsvoller Ausblick in die Welt des Kleinsten eröffnet. Die Struktur der Kristalle scheint nicht nur im engsten Zusammenhang mit ihren geometrischen, sondern auch mit ihren physikalischen Eigenschaften zu stehen. Die Erkenntnis dieses Zusammenhanges macht die neuen Versuche so bedeutungsvoll, daß sie zu den hervorragendsten Errungenschaften der Physik in den letzten beiden Jahren ge-zählt werden. Die Göttinger Universität hat ihren Erfinder deshalb mit dem Wahlbuchspreise von 6000 Mark bedacht.



Die Schönheit der Wiese.

Von Dr. G. P.

Man kann Blumenwiesen künstlich schaffen, indem man das Gras für sich ansät und die Blumen dazwischen steckt und man erhält sie, indem man mit der Schere schneidet. Aber von der Schönheit solcher Blumenwiesen will ich nicht sprechen, sondern von der Schönheit der Wiese in Feld und Au. Muß sie erst wieder entdeckt werden? Ich hoffe nicht, aber ich glaube, es wird nicht schaden, wieder einmal daran zu erinnern, da wir mit städtischer Frisur den Sinn für das Einfache und Schlichte immer mehr verlieren. Schon als Kind konnte es für mich nichts Herrlicheres geben, als eine Partie zu machen, nicht etwa ins Gebirge, sondern auf die mäßigen Höhen der Ausläufer der heimatischen Berge und da über die Wiesen zu wandern, über die Wiesen im engen Tale, von einem Bächlein durchströmt, vom Himmelsbläuelchen umstanden, oder auf die Sonnenwiese der Ebene zwischen Feldern mit Hunderten verschiedener Blumen und bunten Schmetterlingen, springenden und zispelnden Heuschrecken, im Sonnenbrand und Sonnengesimmer. Und heute noch gibt es für mich nichts Schöneres als eine bunte Wiese auf sonnigem Felde. Als ich nach Island kam, fand ich dort im deutschen Urheimats- und Sagenlande die deutsche Wiese. Ich glaube nämlich oder bilde es mir ein, daß es nirgends in der Welt so schöne Wiesen gibt als in Deutschland, besonders im Herzen von Deutschland, in Thüringen und im Fichtelgebirge. Und in England zum mindesten habe ich die deutsche Wiese vergeblich gesucht. Ist sie doch auch mit dem deutschen Gemüt, mit deutscher Innigkeit, mit deutscher Treue und deutschem Idealismus eng verbunden. Der Berliner schwärmt für seinen Nadelwald, und er tut recht daran. Aber er wird doch zugeben müssen, daß so ein Kiefernwald kalt ist im Vergleich zu der Gemütsinnigkeit einer Wiese. Nur ist unser Gemüt im allgemeinen nicht mehr unverbodden genug, um an einer Wiese Gefallen finden zu können. Natürlich hat sie keinen Schick, sie ist nicht besonders feierlich und am Abend, wenn die Blumen müde sind, bietet sie wirklich nicht viel Reiz. Aber eine Wiese am Morgen, wenn der Tau an den Gräsern hängt, und jede Blume außer der Blüte noch einen Edelstein am Finger trägt, bietet sie Ewigkeitswerte — und Heilswerte für den Städter. Ja, ich behaupte, daß der Städter besser daran tun würde, in seinen Sommerferien ganz einfach aufs Land zu gehen und zur Wiese sein Gemüt zurückzubilden, als ans Meer oder ins Hochgebirge zu gehen und dort mit Reulenschlägen der Naturschönheit sein erstarrtes und verödetes Gemüt traktieren zu lassen. Die Innigkeit des Empfindens, die aus einer Blumenwiese spricht, kann nichts ersetzen. Vom Standpunkte des Naturschutzes aus möchte man zwar warnen, daß die an Feiertagen auf die Natur losgelassenen Großstadthorden die Wiesen plündern und die Felder niedertreten. Wer indessen die Schönheit und Heiligkeit der Natur so empfindet, wie wir uns hier bemühen, ihr Ausdruck zu geben, den wird auch eine innere Stimme davon abhalten, der Natur Schaden anzutun und er wird die Wiese die Blume abbitten, statt daß er sie stiehlt und raubt.

Wer für Heimkultur, für Heimatkunst ist, der schließe die Wiesen in sein Herz. . .

(Aus der Dürer-Bundes-Korrespondenz.)

Tierquälerei in Laubenkolonien.

Laubenkolonien, Schrebergärten, Haus- und Familiengärten werden in der Nähe kleiner und großer Städte mehr und mehr angelegt. Man sieht beim Vorüberfahren an manchen Städten ausgedehnte Klein-Gartenkolonien. Es entsteht diese Bewegung aus dem Drange nach der Natur und dem Verlangen, sich in der Natur aufzuhalten und zu betätigen.

Doch bald kommen die Auswüchse. Da wo eine gemütliche Gartenlaube zum Sommeraufenthalt, Gemüsebeete und Beerensträucher, ab und zu ein Obstbaum Platz haben, da sollen noch Tiere hinein: Hühner, Enten, Gänse, Tauben, ferner Kaninchen und Ziegen, ab und zu einmal ein Vogel im Bauer. Man hofft, mit ihnen nicht nur das Leben im Garten wechselvoller zu machen, sondern auch reichlich Nutzen aus ihnen zu ziehen. Es werden Massentiere angeschafft, vielleicht gleich ein paar Rassen oder eine reichliche Zahl. Je mehr Köpfe, desto hübscher das Leben, desto mehr Nutzen.

Aber wo unterbringen? Wo der Raum ohnehin beengt ist, wird nun noch ein Drahtbauer von wenigen Quadratmetern Fläche errichtet. Rechts und links, vorn und oben Drahtgeflecht, hinten ist ein leichter Bretter- oder Rastbau, so eng und ungewöhnlich als möglich, der für die Nacht oder schlechtes Wetter Unterschlupf bietet oder gar für den Winter als Wohnung dienen soll. Darin

steckt man eine ganze Zahl Tiere. Ich sah einen solchen Sommerbau, in dem auch für den Winter ein starker Stamm Hühner zurückbehalten wurde, mit 10 großen Hühnern, 12 bis 15 kleinen, 2 Gänsen und mehreren Enten. In einer solch zusammengepferchten Gesellschaft entsteht nun ein wirklicher Kampf ums Dasein, der um den besten Platz, um einen Strahl Sonnenschein, eine bessere Sitzgelegenheit und vor allem ums Futter ausgefochten wird. Das schwächere Tier wird verfolgt, vom Futterplatz mit scharfen Schnabelhieben vertrieben, von seinem Ruheplatz jeden Augenblick verjagt. Es gibt in solcher Gesellschaft oft Tiere, die den ganzen Tag vor ihren Verfolgern keine Ruhe finden. Sie magern zusehends ab und machen einen erbarmungswürdigen Eindruck.

Zum Gedeihen will Geflügel Freiheit und Bewegung, also Bedingungen haben, die ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen, mit einem Worte Auslauf. In einem Kleingarten kann mit Rücksicht auf die benachbarten Gärten, auf die mit Gemüse bebauten Beete davon keine Rede sein. Die ganze Schaar ist auf den engen Raum angewiesen. Wie nun der Fußboden wird, wo eine solche Geflügelgesellschaft Tag für Tag läuft, auch scharf, kann sich der kaum vorstellen, der dies nicht gesehen hat. Bei Regenwetter entsteht eine Suppe von Schlamm, in der die Tiere watschen. Wird Sand und Asche aufgestreut, so sind sie bald eingetreten, und der Unrat beginnt von neuem. Die schönen Federn der Massenhühner verschwinden bald, die Tiere werden ruppig und schmutzig, daß man sie nicht gern ansieht.

Wie wird dem Geflügel das Futter dargereicht? Wenn man es in ein Gefäß schüttet, ist es noch annehmbar. Aber wie unsäuber sieht dieses Geschirr aus! Wie oft wird das Futter auf den aufgeweichten oder unsauberen Fußboden, direkt in den Morast geworfen. Wegen der unregelmäßigen Fütterung stürzt sich die hungrige Schaar auf das Futter und tritt es in den Schmutz. Wasser zu reichen, wird vergessen, oder man gießt es in ein ebenso unsäuberer Gefäß, wie das Futtergefäß war. Wasser holt man wohl gar aus einem nahen Tümpel, wo es abgestanden und verunreinigt ist.

Wie oft wird nun das Futter verabreicht? Die Laubenkolonie ist von der Wohnung in der Regel weit entfernt. Bei schönem Wetter mag man den langen Weg noch leidlich gern machen. Wie ist es bei schlechtem Wetter oder im Winter? Wenn die Tiere bei günstigem Wetter täglich zweimal Futter bekommen, können sie zufrieden sein. Sonst wird es auf einmalige Futtergabe beschränkt, wenn es an manchen Tagen nicht ganz vergessen wird. Im Winter, wo reichlich und öfter gefüttert werden soll, geschieht es meist nur einmal. Wer macht da im Schnee auch den beschwerlichen Weg gern! Die leichtgebaute Winterwohnung wird den Hühnern zum Verderben. Bei strenger Kälte erfrieren ihnen die Kämme. Das ist mit großen Schmerzen verbunden. Unter der unregelmäßigen Versorgung leiden die Kaninchen und die Ziegen ebenso wie das Geflügel, desgleichen unter der Unsauberkeit des Stalles und der Futtergefäße.

Wenn sorgsame Tierpflege Tierchutz ist, so ist Vernachlässigung der Tiere, Unsauberkeit und Unordnung arge Tierquälerei.

Fr. Gangliß.

Kanarienvögeln

gebe man zum Bedecken des Käfigbodens nur scharfen Maurersand, also weder weißen noch gelben Flugsand. Dieser ist zu fein, und das Tier atmet die Staubteilchen, die durch jede seiner heftigeren Bewegungen aufgewirbelt werden, ein, was sehr oft zu langwierigen, ja unheilbaren Schleimhautentzündungen Anlaß gibt. Der Vogel ist dann traurig, singt nicht, und was man dagegen anwendet, ist vergebens, da man das wahre Leiden nicht erkennt. Also nur Kiesand auf den Käfigboden streuen: solcher etwas gröbere Sand wird auch gern aufgedickt, da die Körnchen zur Verdauung beitragen. Natürlich ist alle 5—6 Tage die Reinigung des Käfigs nötig, besonders auch der Sitzhölzer. Hat man solche noch im Vorrat, so braucht man auf deren Trocken nach dem Abwaschen nicht zu warten, und der Vogel erhält bald wieder seine Ordnung. Hohle Stäbe sind empfehlenswert, falls Ungeziefer vorhanden. Der Vogel ist nicht bloß vor Zugluft, sondern auch vor zu grellem Sonnenlichte zu bewahren. Badewasser täglich frisch, aber nicht brunnenkalt; Wasser mit Zimmerwärmegrad bekommt besser, als kaltes Wasser, das mit warmem Wasser „abgeschreckt“ ist. Noch wäre betreffs der Stäbchen zu bemerken, daß diese nicht zu dünn sein dürfen, da es dem Vogel zur Qual wird, wenn er auf einem Stäbchen sitzt, das er mit den Krallen nicht genügend umklammern kann.

P.